Tagebuchblätter.

Eindrücke und Gedanken

in loser Aufzeichnung

von

Wilhelm Münch.

Tagebuchblätter.

Eindrücke und Gedanken

in loser Aufzeichnung

von

Wilhelm Münch.

Berlin 1891.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Zu einer Zeit, wo ich, den Mühen und Freuden eines thätigen Lebens weit entrückt, nur ein wenig für mich sinnen durfte, habe ich zu eigener Genugthuung die nachfolgenden Blätter beschrieben. Ich biete sie nun, ein wenig sorgsamer aufgereiht, auch Freunden dar — und anderen, die ich mir zu Freunden machen möchte.

Inhalt.

Von Reisen.

Gesellschaft, Erziehung, Kultur.

Seite

Schicksal, Menschenwert.

Von Reisen.

Der neue Aufenthaltsort.

In unserm inneren Verhältnis zu einem neuen Aufenthaltsorte machen wir im allgemeinen drei Stadien durch. Zuerst dasjenige, wo wir dem Neuen, das uns umgiebt, frische Empfänglichkeit entgegenbringen und mit Interesse alles Hervortretende entdecken. Bald folgt das Gefühl, daß wir die neue Umgebung nun kennen, und ihr Reiz scheint ganz wesentlich erloschen. Aber indem wir gleichwohl länger verweilen, entspinnt sich allmählich ein anderes, stilles Verhältnis: wir leben mit der umgebenden Landschaft, wir lernen sie auch im Wechsel ihrer Erscheinung kennen; uns werden verstecktere Eigentümlichkeiten offenbar, und stillere Reize wirken, und sie wird uns gleichsam zur Vertrauten unseres eignen Innenlebens, wie es sich nun in dieser Umgebung abspielt. Das ist denn ein Wert, der nicht wieder verloren geht. — Es ist nicht viel anders in unserm Verhältnis zu Menschen, die wir kennen lernen, oder mit denen wir uns verbinden.

Verklärende Ferne.

Wie die Berge mit all ihrem rauhen, zerklüfteten Gestein aus der Ferne dem Auge gleichmäßige, schön tiefblaue Flächen darbieten, und wie über Leben und Gestalten weit vergangener Zeiten das verklärende Gewand des poetischen Mythus liegt, und wie wertvolle Menschen, wenn sie mit ihrem warmen wirklichen — doch immer ungleichen, nicht immer erfreuenden, zu Zeiten auch wohl verstimmenden — Leben von uns getrennt sind, nun für die Nachempfindung klare, große, duftige Gestalt gewinnen: das ist in drei verschiedenen Sphären die gleichartige Erscheinung.

Riesengröße.

Erst in den wechselnden Schleiern von Nebel und Licht erscheinen die Bergriesen recht in ihrer Größe, bald nahe bis zum Umheimlichen und bald in eine jenseitige Strahlenwelt entrückt — und in alledem ist es mit ihnen wie mit großen Menschen, zu denen wir in Beziehung treten.

Verschiedene Fahrt.

Stolz und rasch, in fester Richtung durchschneidet das stattliche Dampfboot die Wogen des Sees, die hinter ihm laut und lauter murmeln und immer breiter aufwallen — ein Bild des genialen Geistes unter den

Menschen, seines Weges und seiner Wirkung. Und abseits ziehen stille Kähne durchs kaum bewegte Wasser, und deuten auf ein Dasein ohne Größe, aber voll schönen Friedens.

Hoheit und Natürlichkeit.

Mit den strahlenden Schneehäuptern und azurnem Gletschereis überragen die Riesenkörper des Hochgebirgs die Unzahl der umgebenden Höhen; man erblickt mit geheimer Ehrfurcht aus der Ferne die Träger der wohlbekannten Namen; nur den Kühnsten und Ausdauerndsten gestatten sie — und nur um den Preis schwerer Mühsal — vertraulichere Bekanntschaft. Und auf ihrem Fuße darf doch dasselbe freundliche Grün sich entfalten, das die Ebenen und die geringeren Höhen kleidet; schlanke Bäumlein haben sich dort angesiedelt, und sehen so unbefangen aus, als ob sie gar nichts mit einem weltberühmten Namen zu thun hätten, und zarte Blumen blühen an den Abhängen bis weit hinauf — wie um zu zeigen, daß auch das stolzeste Leben den Reiz der kleinen Freuden und die Verbindung mit dem ewig Natürlichen nicht entbehren möge.

Überschätzte Hoheit.

Wie dein Auge dem Fluge des mächtigen Raubvogels folgt, der sich leicht zugleich und majestätisch in dem ungeheuren Luftraum wiegt, da kommt über dich eine Empfindung von Kleinheit und Abhängigkeit und

fast von bewunderndem Neid gegenüber solch freier Größe. Aber was bedeutet all das stolze Fliegen und lange Schweben, als daß der anscheinende König der Lüfte sich mit ewiger Mühsal und unsicherem Erfolg die tägliche Nahrung sucht, sein Leben weiter zu fristen? Und es ist wohl ähnlich mit mancher beneideten Größe dieser Erde.

Schatten der Tiefe.

Über den grünblauen See hin fliegen in geringer Höhe leuchtend weiße Möven; aber unter ihnen zieht ihr Spiegelbild dunkelschwarz. So ist es wohl mit allen hohen Entzückungen des Menschenlebens, mit allen glänzenden Träumen, mit allen stolzen Genüssen. Mit ihnen geht untrennbar ein dunkler Schatten, sei es als trübe Ahnung im Hintergrunde des Bewußtseins, sei es thatsächliche böse Rückwirkung, sei es als düsteres Opfer der Seele selbst.

Strömungen der Seele.

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser" — auch darin, daß tief unter dem friedevollen Spiegel geheime Strömungen in seltsamer Richtung gehen, und vielleicht Verderben bringen, wenn ihnen genaht wird.

Verschiedene Straßen.

Dem, der die Straße am Berg hinan verfolgt, erscheint tief unten der Weg, der sich durch Wiesen schlängelt, anmutig, und es dünkt ihm schön, darauf wandeln zu können. Und zugleich scheint dem, der auf dem unteren Wege geht, die stolze Bergstraße lockend, und ihm däucht es Poesie, darauf emporzuschreiten. Und beiden, diesem wie jenem, geht es nur — wie es eben den Menschen geht auf ihren verschiedenen Wegen.

Berührung.

Alle Tage fährt das Boot seine Straße über den See und landet für einige Augenblicke an der gleichen Stätte. Kapitän und Bemannung grüßen vom Schiff her die Menschen, die zu dieser Zeit vor ihr Haus treten und freundlich zum Schiffe hinüber grüßen. Sie wechseln nur zuweilen einige gute Worte, aber sie kennen einander recht wohl, seit so manchen Jahren. Ganz und gar verschieden ist ihr Dasein; die einen leben unstät, immer an den grünen Ufern vorüberfahrend, die andern still und gleichmäßig, von ihrer festen Stelle hinausblickend nach dem, was vorbeizieht. Und die flüchtige Berührung der so Ungleichen — die einander zugleich nah und ferne sind — verschönt denen hüben wie drüben ein wenig das Leben.

Die Bahnbrecher.

Als er kühn geplant, emsig vorbereitet und mit unvergleichlicher Mühsal ausgeführt wurde, der Bahnweg durch die Riesenmassen der Felsenberge, wie ging da Bewunderung durch die Welt, und wohlverdiente Bewunderung! Seitdem sind nicht viel Jahre verflossen, und tagtäglich gleiten nun Hunderte im Fluge hindurch, gedankenlos und höchstens ein bißchen ungeduldig, daß nicht noch bequemerer Durchgang ihnen bereitet worden. Und es ist genau so auf dem Gebiete der geistigen Arbeit und ihrer Errungenschaften, dasselbe kühne und bange Mühen und Ringen der Einzelnen, und alsbald dieselbe lässige und fast achselzuckende Benutzung der Ergebnisse durch die Vielen.

Nicht hoch genug.

Erst kürzlich kam man herauf in das schöne Hochgebirgsthal, und jubelte über seine Lieblichkeit. Aber dann lockten die weiteren Höhen, die es umrahmen, und nachdem man einmal und mehreremal zu ihnen emporgestiegen ist und den Anblick der Landschaft von droben genossen hat, kehrt man in das liebliche Gebirgsthal zurück mit gleichgültigem Blick, mit Geringschätzung für seine Reize. Und ganz ebenso macht man es drunten in der Welt, in der Gesellschaft: es braucht nur ganz kurze Zeit, da ist man an die errungene Höhe gewöhnt, und dem Ehrgeiz ist nun schon schal, was ihn noch vor kurzem fieberisch erregte, denn die größeren Höhen haben's ihm angethan.

Verschönender Widerschein.

Es gewährt Kindern eine eigentümliche Freude, das Bild einer Landschaft, die sich dem Auge in aller Breite darbietet, in zusammenfassendem und verkleinerndem Spiegelglase zu schauen. Aber viel tiefer ist die Freude dessen, der, durch reizvolle Gegend mit entzückten Sinnen schreitend, den Widerschein all des Schönen in geliebten Augen lesen kann, die ihm nahe sind.

Städte und Menschen.

Eine ansehnliche Stadt, volkreich und von gutem altem Namen, mit edlen Bauwerken und tüchtigem Bürgertum — wem wäre es nicht etwas wert, sie zu betreten, zu durchwandeln! Und man denkt ihrer dann gerne als einer bekannten, vielleicht vertrauten. Aber irgendwo in dem Meer der Häuser, unter den Tausenden der bewohnenden Menschen jemand, eine einzige Person zu wissen, die uns wert und unserm Herzen nahe ist, das erst wandelt das innere Verhältnis zu dem ganzen Ort ins Schöne, und bald erscheint die stolze Stadt an sich nur als eine Hülle für das Einzige, was dort solchen Wert hat.

Wirkung der Öde.

Eine öde, frostige Umgebung wirkt auf die meisten Naturen eben verödend und erkältend. Doch einige sind, die da gerade einen geheimen inneren Reichtum

auffammeln und in tiefer Brust die Kohlen echten Feuers glühend erhalten.

Die Ströme der Fremde.

Es ist schön, in fernem Lande zum erstenmal am Ufer eines Stromes zu stehn, dessen Name uns von Kind auf vertraut ist. Nichts vermag uns in der fremden Welt so leicht das Gefühl des Heimischwerdens zu geben, als der Blick auf die weichen Wellen, die überall das gleiche freundliche Leben zeigen und überall den Menschen die gleichen Güter spenden. Die weltberühmten Berge werden in der Nähe eher unheimlich; aber die Ströme lösen die Seele von dem Banne der Fremdheit.

Kinder im fremden Lande.

Wenn uns in fremdem Lande mehr als Bergformen und Pflanzenwuchs grade die Menschen fremd bleiben wollen, so wird uns doch ganz wohl und heimisch, wenn wir das Leben der Kinder beobachten. All das Lachen und Weinen von Herzensgrund, das Aufgehn der ganzen Seele in Lust und Weh, der volle Ausdruck der unvermischten Empfindung, dazu die unverwüstliche körperliche Anmut — es findet sich hier so wie daheim und überall. In der That, sie sind noch nicht ganz Menschen dieser Erde geworden, unter ihnen ist noch nicht der innere Zwiespalt der Anschauungen und Nationen, sie bilden noch ein gleichartig Volk für sich, das ein wenig vom Himmel an sich hat, und wohl Verständnis und

Versöhnung bringen könnte unter die sich fremd Gewordenen und Zerfallenen.

Internationaler Friede.

Es giebt noch einen Ort, wo Zwiespalt und Gegensatz der Nationalität ganz ausgeglichen ist. Ein wenig erhöht über dem lieblichen See und gegenüber den herrlichen Bergufern, wo sie in linder Luft und Sonne Heilung suchten vor ihrer Krankheit, ruhen nun ihrer viele nebeneinander in einem schönen Wintergarten voll dunklen Grüns, und in hellfarbigen Stein sind ihre Namen eingezeichnet, dazu in allen Zungen der Welt, doch in der einen Sprache des einen Menschenherzens, Worte der Trauer, der unstillbaren Sehnsucht, des unauslöschlichen Gedenkens. Und es thut wohl, in diesem Garten der Versöhnung zu wandeln, den man Friedhof nennt.

Grabmäler.

Ich suchte das Grabmal des größten Mannes, den dieses Land geboren und diese Erde wieder in sich aufgenommen hat, und fand es nicht. Viele Denksteine ragten hervor und leuchteten weithin; aber sie trugen nicht Namen, die die Welt kennt. Das prächtigste Mal von allen, es gehörte einem kleinen, im ersten Lebensjahre gestorbenen Mädchen aus fernem Land am Meere. Aber man darf das nicht sehr tadeln; das Kind hinterließ wohl eine gar große Lücke, seine armen Eltern hatten nun wohl nichts mehr als ihre Millionen, und sie

mußten es sich und aller Welt sichtbar machen, wie viel sie umsonst gehofft hatten. Aber der große und edle Mann, dessen Grabstein sich nicht finden lassen wollte, weil er doch zu unscheinbar war, hatte der Welt etwas Großes und Gutes geschenkt, und konnte nun still daraus scheiden und im Verborgenen ruhen.

Heilige Worte.

Es ist eigentümlich, wie die heiligen Worte, die uns von Jugend auf vertraut und nun in der That vielfach zu vertraut geworden sind, zu alltäglich, zu sehr bloß Formel und Schall, wie sie neues Leben und neue Kraft gewinnen, wenn man sie in fremder Zunge vernimmt. Wohl gilt es, daß erst durch die Laute der Muttersprache das Gemüt in seinen Tiefen ergriffen werde; aber was ewig und für alle wahr ist, das übt auch in allen Sprachen seine Kraft, und in neuer Worthülle geht neue Lebenswirkung von ihm aus.

Trauernde Reisende.

An den lieblich gelegenen Orten, an welchen in freundlicher Jahreszeit die Kranken, Genesenden und die Müßiggänger zusammenströmen, begegnet man in der Schar der Gäste auch solchen, die Trauergewänder tragen und die hergekommen sind, damit sie nach einem herben Verlust sich angenehm zerstreuen und neue Freude am Leben gewinnen. Man kann ein wenig verstimmt dar-

über sein, wie weich diese von ihrem Geschick gebettet wurden, daß selbst die unentrinnbaren Schläge sich ihnen solchermaßen abstumpfen. Auch ist es vielleicht nicht das Schönste und Erfreulichste, wenn man dem vollen Ausleben eines großen Schmerzes sich gewissermaßen durch die Flucht in das Land sanfter Sinnenreize zu entziehen trachtet.

Die große Herberge.

In einer bekannten morgenländischen Erzählung wird das Erdenleben mit einer Karawanserai verglichen. Auch die Riesen-Karawanserais unserer abendländischen Gegenwart, die Kolossal-Herbergen an den Heerstraßen des vornehmen Reiseverkehrs, können ihrerseits die Welt und das Menschentreiben im ganzen abbilden, und man trifft wohl einmal einen ergrauten Gasthalter, der gelernt hat, auf die Schar seiner Gäste mit der überlegenen Ruhe des Weltweisen zu schauen. Er sieht sie eintreten, fremd und unsicher in den neuen Räumen umherschauen und sich bewegen, immer wieder die gleichen Fragen in ihren Augen und in ihrem Munde, allmählich sich einleben und sicher fühlen, manche darunter zu sicher. Hier und da einer, der schüchtern bleibt, nie befiehlt, immer bittet, nicht bemerkt sein will und niemanden für sich zu bemühen wagt; aber viel mehr andere, die so viel Ansprüche machen, als man nur irgend bereit ist zu erfüllen, und noch etliche mehr. Viel mehr auch, ja weitaus die meisten, die über jede kleine Unbequemlichkeit, welche ihrem lieben Ich widerfährt, schelten, die

jeden Augenblick zu sagen wissen, wie es eigentlich im Gasthause beschaffen sein müßte, und jede Wandelbarkeit oder Ungunst des Wetters, die irgend einen ihrer kleinen Pläne hemmt, als eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit ansehen. Ganz seltsam aber sind die Gäste untereinander; bald erklären sie mit schönen Worten und Mienen die denkbar geringsten gegenseitigen Hülfleistungen, wie z. B. das Herüberreichen des Salzfasses bei Tische, für Zeichen der edelsten Liebenswürdigkeit, und bald üben sie in Handlungen die größte Rücksichtslosigkeit gegeneinander, indem so ziemlich jeder zu denken scheint, daß er allein im Gasthause oder das Gasthaus seinetwegen da sei. Und das geht genau immer so fort von Woche zu Woche und von Jahr zu Jahr; die gleichen Eindrücke werden in den gleichen Wendungen geäußert, die gleichen Freuden gesucht, die gleiche Ruhelosigkeit an den Tag gelegt. Rasch verrinnt dann die Aufenthaltsfrist der einzelnen, es wechselt die Bewohnerschaft der Räume, und von den Abgereisten bleibt nichts als der Name im Fremdenbuch. Vielleicht blättert über Jahr und Tag nach ihm noch einmal die Hand eines befreundeten neuen Gastes; wahrscheinlicher aber lassen die Späteren das Auge nur gleichgültig über die Reihen der Namen auf den beschriebenen Blättern gleiten, und schlagen bald das Buch ganz zu, um ihrerseits an der gleichen Landschaft sich zu erfreuen und in den gleichen Sälen zu tafeln.

Mißbrauchte Inschrift.

In alter Zeit schrieb der Besitzer des neu erbauten Hauses über die Thür ein Salve, um auch dem fremd

Eintretenden und auch in Abwesenheit des empfangenden Herrn eine Ahnung freundlicher Aufnahme zu geben. Daß man diesen Gruß jetzt nicht selten über großen Gasthäusern liest, könnte einen reizbaren Menschen fast erbittern, denn da, wo man von dem Gaste nur Geld gewinnen und ihn nach dem Umfang seiner Ausgaben behandeln will, wirkt der Gegensatz zwischen Wort und Wirklichkeit fast als schamlos. Schauen doch nicht selten hinter dem eingetretenen Gaste Inhaber oder Angestellte drein wie Buttler, da er von Wallenstein sagt: „Er ist herein, ihn führte sein Verderben."

Erneuerte Spruchweisheit.

Was bedeutet es, daß man gegenwärtig wieder auf Häusern, in Gängen und Sälen, auf Linnen und Gerät alte Spruchweisheit aufgemalt und eingewebt findet? Neue Freude an ernster Erfassung des Lebens, Einkehr des Sinnes zu ruhiger Betrachtung seiner selbst, Wohlgefallen an der schlichten Kraft der echten Volksgedanken? Oder bedeutet es, daß die einst allbekannten guten Denksprüche uns so gar fremd geworden waren, um uns nun interessant zu sein? Oder daß wir Gutes und Echtes von allenthalben zu gewinnen, zu übernehmen und uns zuzulegen suchen, ohne es aus unserer eigenen Kraft irgendwie hervorzubringen?

Eintreffende Briefe.

Auch im Austausch von Briefen wird viel schale Gesinnung, unechte Hingebung, oberflächliche Freude gepflegt. Aber wo man sich jemand durch echte Neigung verbunden weiß, da geht es von dem eintreffenden Briefe aus wie Blumenduft für die Seele.

Vergeblicher Vorzug.

Leute, die durch die weite Welt reisen und einen engen Gesichtskreis behalten, sind nicht schwerer anzutreffen als solche, die viele Bücher haben und wenig Gedanken, oder solche, die — doch die Reihe der unerfreulichen Wirklichkeiten dieser Art würde zu lang werden, als daß man sie aufzustellen versuchen sollte.

Versuchte Rückkehr.

Wenn unsere übermüdeten Kulturmenschen einmal zur Erholung auf einige Zeit sich in den Bereich einfachen Naturlebens flüchten, so kommt ihnen dann auch die Lust, inmitten der schlichteren Umgebung selbst zu den einfachen Neigungen und Freuden des kindlichen Alters zurückzukehren. Aber man muß oft mit Verstimmung zusehen, wie sie, zum Kindlichen zurückstrebend, diesen Weg nicht mehr ganz zu machen vermögen, sondern es bloß bis zum Kindischen bringen.

Mancherlei Intimität.

Zwischen Menschen der höheren Gesellschaftskreise entspinnt sich oft, nachdem die diamantenen Thore der ersten Ceremonien passiert sind, rasch eine große äußerliche Intimität; man findet sich gegenseitig reizend und bezeugt das durch viel Süßigkeit der Mienen und auch wohl den Austausch der wärmsten Händedrücke. Diese rasche Vertraulichkeit erinnert — da doch einmal die Gegensätze im Leben sich berühren — sehr an die rasch erreichte Kordialität der Knoten. Sie könnte auch noch an etwas Anderes erinnern, wovon aber doch in Wirklichkeit jene beiden Arten des überstürzten Anschlusses himmelweit abliegen: nämlich das leichte und fast unmittelbare innere Sichverstehen der Menschen von hoher Sinnesart, die unter sich gewissermaßen eine unsichtbare Kirche bilden und zur gegenseitigen Erkennung eines besonderen Zeichens, wie etwa der besondere Händedruck der Freimaurer ist, nicht bedürfen.

Menschen außer ihrer Sphäre.

Man darf die Menschen noch nicht verachten, die man draußen in der Welt antrifft, haltlos und abhängig in ihrem Urteil, trivial in ihrem Empfinden, tastend in ihren Entschließungen, gewöhnlich in allem ihrem Thun, unfähig zu irgend etwas eigentlich Erfreulichem. Es kommt doch noch darauf an, dieselben in ihrer eigenen engeren Welt, in ihrer Arbeit, im Kreise ihrer Verpflichtungen, in allen den regelmäßigen und festen Beziehungen

zu sehen, in welchen ihr Leben sich abspielt. Dort erst läßt sich ihr Menschenwert schätzen, der noch immer erheblich genug sein kann. Und einige, die selbst da keine Freude erwecken können, finden dafür eine große Stunde, eine vornehme Gelegenheit, um plötzlich — handelnd oder vielleicht sterbend — noch einen zurückgehaltenen Schatz von Gesinnung zu offenbaren, der auch ihre Wagschale hinlänglich anfüllt.

Künstliche Vornehmheit.

Zu der künstlichen Vornehmheit, um die so viele mit mühseliger Ausdauer ringen, gehört es auch, daß man äußerst gleichgültig erscheint gegen die Persönlichkeiten, die der Zufall des Verkehrs in unsere Nähe führt. Es ist aber belustigend zu sehen, wie oft und rasch hinter der gespielten eisigen Gleichgültigkeit eine recht alltägliche Neugierde hindurchbricht, sobald das Hindernis der Öffentlichkeit geschwunden ist, oder auch nur zu sein scheint. Wo die harmlose Natur so willkürlich verleugnet wird, stellt sie eben als gemeine Natur sich alsbald wieder ein.

Farbentäuschung.

Man trifft im Gebirge einen kleinen Schmetterling, der beim Umherfliegen in der überaus raschen Bewegung seiner Flügel vom dunkelsten, samtartigen Schwarz zu sein scheint; aber wenn er sich niederläßt, so zeigt sich als seine Farbe ein fahles Grau, so daß man ihn von

seiner erdigen Umgebung kaum unterscheidet. Er erinnert sehr an gewisse Menschen, die mit emsig an den Tag gelegtem Interesse für allerlei Gutes und Begeisterndes eine schöne Glut der Seele zu haben scheinen und doch, wenn das täuschende Gethue endet, sich darstellen, wie der Schmetterling, in schlichtem Grau, in fahler Gewöhnlichkeit.

Plebejer der Rede.

Wenn man Menschen trifft, die nach Kleidung und Ausstattung, nach Ansprüchen und Ton offenbar zur bevorzugtesten Schicht der Gesellschaft gehören, mit Verschwendung von Zeit und Geld durch die Welt reisen, alles Schönste und Beste genießen oder von je genossen haben, und deren Rede dann eine örtliche Mundart in aller Echtheit und Lässigkeit vernehmen läßt, so erhält man mindestens ein Gefühl ästhetischen Mißbehagens, wo nicht gar eine Art von sittlicher Verstimmung. Denn alle jene andern Vorzüge kann der Zufall der Geburt oder des Glückes gebracht haben, aber das bescheidene Gebiet, auf welchem sich Selbsterziehung zunächst kundthun könnte, läßt eine solche ganz vermissen. Sorgfältige Rede ist andrerseits ein Mittel, um bescheidenen äußeren Aufzug bald vergessen zu machen; sie verleiht unmittelbar eine Art von Vornehmheit.

Wetterklagen.

Ist es so ganz bedeutungslos, das ewige Schelten der Menschen auf die Ungunst oder Wandelbarkeit des

Wetters? In Wirklichkeit verrät sich darin die schwächliche Unlust, alle die kleinen und bequemen Wünsche der eigenen Person gegenüber der thatsächlichen Ordnung der großen wirklichen Welt ein wenig schweigen zu lassen, und man würde über das Wesen und Gebaren der Menschen, mit denen man in Berührung kommt, nicht minder ungeduldig und eigenwillig absprechen, wenn man da nicht Furcht vor Folgen hätte. In sicherer Stille aber wird denen gegenüber meist nicht weniger Unduldsamkeit gezeigt werden, als gegenüber dem allen oberflächlichen Schmähungen sich so bequem darbietenden Wetter.

Ein eleganter Gottesdienst.

Ich sah etwas sehr Eigentümliches, nämlich — einen eleganten Gottesdienst. Es war am Charfreitag, in einem schönen, milden Lande, wohin viel Schwache, Genesende und Müßige strömen, aus der guten Gesellschaft natürlich. Das Innere der Kapelle war ein sehr sauberer, anmutig bemalter Saal, die Andächtigen sämtlich in neuen, gut sitzenden Handschuhen, mit hübschen Spazierstöcken, und sonst entsprechend. Die zahlreichen Damen kamen meist zu spät; von bestimmten, dazu berufenen Personen wurden ihnen — während des begonnenen Gottesdienstes — mit viel Anmut die Honneurs des Hauses gemacht, zu Stühlen verholfen, und ihre Dankesblicke mit tadellosen Verbeugungen vergolten. Die beiden Geistlichen, von denen der eine Gebete las, und der andere predigte, zwei junge Männer

nicht im bauschigen Talar, sondern in dunklem Gesellschaftsanzug, mit schwarzem Gehrock und wohlgepflegten Bärten, sprachen nicht donnernd oder polternd, auch nicht feierlich eintönig, sondern mit matter, weicher, schmachtender, wohltönender Stimme, ungefähr wie man im Salon ein sentimentales Gedicht vortragen hört; wunderbar sorgsam ausgearbeitet war in ihrem Munde die Sprache, und daß dieselbe — es war die französische — ganz und gar mustergültig erklinge, war ihnen sicher ein großes Anliegen. Kraft hatte die Predigt nicht, Tiefe auch gar nicht, aber Spiegelklarheit und vollste Glätte; zur Bewunderung der Schönheit der biblischen Darstellung wurde zum Öfteren aufgefordert, und das waren die Höhepunkte. Und mit allem, Rede und Gebeten, Gesang und Orgelspiel wurde niemand innerlich beunruhigt, niemand aufgeregt, jeder nur ästhetisch angenehm befriedigt. So verließ man den freundlichen Raum, erging sich draußen in Ausdrücken einer angenehmen Genugthuung, um dann rasch von anderen anmutigen Dingen weiterredend mit sauber glänzenden Stiefeln nach Hause zu promenieren. In der That, das Ganze war mustergültig gewesen als — eleganter Gottesdienst. (Der böse Voltaire sagte freilich, daß oft das Adjektiv der größte Feind des Substantivs sei, obwohl es mit demselben im Genus und Numerus mitsamt dem Kasus übereinstimme.)

Gehässiger Luxus.

Mit Ausdrücken der ungemessensten Bewunderung erzählt man von der Einrichtung moderner großer Aus-

wandrerschiffe. Alles, was Prächtiges und Üppiges ersonnen werden kann, ist da zu finden; von Marmor, Gold und Krystall, von Samt und Seide erglänzen die Räume; edle Kunstwerke fehlen nicht, und natürlich noch viel weniger alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten, welche die heutige Technik zu liefern vermag; von dem, was der Gaumen Köstliches begehren kann, wird nichts vermißt. So freundlich umfängt die Kultur eines glücklichen Jahrhunderts die Menschenkinder, um ihnen über die kleinen Unbequemlichkeiten einer Seereise durch holde Sinneserquickung hinwegzuhelfen. Freilich nicht alle! Nur diejenigen, die den Preis der ersten Klasse zu zahlen vermögen, oder doch wenigstens der zweiten! Was die übrigen betrifft, so ist es natürlich und nun einmal nicht zu ändern, daß dieselben — auch auf den unvergleichlichen Prunkfahrzeugen der neuesten Entwicklungsstufe — ganz wie ehedem transportiert werden, zusammengepfercht, fast erstickend in schlechter Luft, endlosem Unbehagen und hundert peinlichen Entbehrungen und Berührungen preisgegeben. Das sind aber eben nur die Passagiere der dritten Klasse! Es könnte freilich jemandem in den Sinn kommen, daß Mensch und Mensch nicht so grundverschieden behandelt werden dürften; daß nicht an den Einen ohne Notwendigkeit verschwendet werden solle, was vielen Andern so herb vorenthalten werde; daß das gemeinsame Fahrzeug ein wenig die menschliche Gesellschaft abbilden solle, und die Gesellschaft ihrerseits ein gemeinsames Fahrzeug; daß das Geld nicht zu weitgehende Huldigung empfangen und nicht zu mutwilligen Vorteil schaffen solle; daß trotz

etlicher Revolutionen und reichlichen Freisinns noch sehr häßliche Züge die Gesellschaft durchziehen. Das Alles könnte jemandem in den Sinn kommen bei der Besichtigung jenes Stolzes seiner Verfertiger und Besitzer, des schönen neuen Auswandererschiffes.

Die Schätzung des Fremden.

Von den Büchern, welche in den letzten Jahrzehnten im Auslande über Deutschland erschienen sind, hatten bekanntlich einige einen gehässigen Endzweck, mehrere andere aber einfach den, ihre Landsleute wirklich Deutschland kennen zu lehren und insbesondere die eigentümlichen Vorzüge wie Schwächen unseres nationalen Lebens vor Augen zu führen. Auch dann, wenn sie wenig tadeln, will uns ihr Tadel zum Teil ungerecht und willkürlich erscheinen. Indessen auch da, wo sie loben, hat der einsichtsvolle und ernste deutsche Leser vielfach das Gefühl, daß ihr Lob nicht recht zutrifft, daß sie nach unzulänglicher Wahrnehmung allgemeine Urteile fällen, daß die Einschränkungen vergessen sind, daß das Bild verschoben ist. Und dies alles, wie schon angedeutet, ohne eine ungünstige Absicht, selbst von wohlwollendster Stimmung aus! Es mag uns Deutschen möglich sein, auf Grund vielseitigerer Beobachtung richtiger über das Ausland zu urteilen; aber zeigen kann die Thatsache immerhin, wie überaus schwer es ist, ein fremdes Land und Volk nach seinem Wesen und Wert richtig zu schätzen, und von dem Glauben an die Unfehl-

barkeit unseres eigenen Urteils über die Fremde kann sie uns wohl ein wenig zurückhalten.

Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit.

Zu meinen, daß die Liebe zum eigenen Volk und Vaterland die Gerechtigkeit gegen die Fremde ausschließen müsse, ist so falsch, wie wenn man um der Liebe zur eigenen Mutter oder Familie willen für diese schlechthin bessere Herzenseigenschaften in Anspruch nehmen wollte, als sie in anderen Familien gefunden werden könnten.

Sittlichkeit der Völker.

Die Völker muten sich gegenseitig zu, als Völker wie Individuen nicht bloß sittlich zu handeln, sondern selbst edelmütig gesinnt zu sein und so zu verfahren. Aber jedes Volk ist in seinem Leben viel zu sehr von natürlichen Einflüssen bestimmt, um eine solche Höhe zu bewahren, wie sie der einzelnen Persönlichkeit in ihren Beziehungen zu andern möglich ist.

Zur Charakteristik der Rassen.

Will man Volksstämme, Völker oder Rassen recht kennen lernen und gerecht beurteilen, so muß man nicht einfach fragen, wie ihre Mitglieder im allgemeinen beschaffen sind, welche Vorzüge sie haben und welche Fehler; sondern auch, welche besten Typen sie hervorzubringen pflegen, und dazu etwa, welche schlechtesten.

Deren Art liegt gar weit ab vom Durchschnitt, und muß doch mit gewogen werden, wo es richtige Wertbestimmung gilt.

Stammestugenden.

Daß das Lob der eigenen Person keinen guten Geruch hat, weiß jedermann. Dafür aber glaubt man seinem Volke oder seinem Stamme lauter Tugenden nachrühmen zu dürfen. Und doch ist's mit den tugendhaften Eigentümlichkeiten der Gesamtheit weit unsicherer bestellt als mit denen der Einzelnen. Als bieder z. B. rühmt man (oder rühmen sich selbst) gewisse Volksstämme. Niemals aber ist das, was wirklich bieder zu heißen verdient, von einem weiten Kreise von Menschen verwirklicht. Man nimmt dafür denn schon einen Mangel an Kunst der Menschenbehandlung, an Gewandtheit und Durchtriebenheit im rasch wechselnden Verkehr mit Vielen, eine gewisse Geradlinigkeit der Anschauungen und der geistigen Bewegung, welche Dinge aber weder ein schönes Maß von bäurischem Egoismus, noch ein tiefes Verstecken der eigentlichen Motive, noch selbst Verschlagenheit ausschließen. Und ähnlich ist es mit sonstigen Stammesvorzügen. Aber ähnlich ist es auch mit den nationalen oder Stammes-Untugenden, die man zu behaupten pflegt! Es ist das vielfach mehr ein Eindruck, den die anders Gearteten und darum zu objektivem Verständnis des fremden Wesens nicht Befähigten empfangen, als wirklicher Thatbestand.

Verschiedene Reisende.

Der Deutsche geht auf Reisen im Vertrauen auf die von ihm zum voraus erworbene Kenntnis fremder Länder, Sprachen und Eigentümlichkeiten; der Franzose im Vertrauen auf seine Kunst, mit Menschen umzugehn, Menschen zu gewinnen; der Engländer im Vertrauen auf seine persönliche Kraft, vieles zu leisten, auf seinen Blick für das unmittelbar Notwendige, auf seine Entschlossenheit gegenüber auftauchenden Schwierigkeiten. Der erste sorgt — oder triumphiert — zum voraus, wie es dem zweiten und dritten draußen ergehen werde; aber beide pflegen nicht unzufriedener nach Hause zurückzukommen als jener selbst.

Zur Charakteristik der Engländer.

Die Engländer sind nicht reflektierende Naturen, auch nicht solche, die leicht und vielerlei aufnehmen oder wiederspiegeln, auch im allgemeinen nicht vielseitig beobachtende, sondern vor allem wollende. Darin liegt ihre Stärke, aber daraus, aus der Bestimmtheit und Stetigkeit ihres Wollens, ziehen sie auch in hohem Maße ihr persönliches inneres Glück.

Engländer unter Fremden.

Wahr ist es, daß die Engländer sich unter fremden Menschen bewegen, als wenn dieselben einfach nicht vorhanden wären, und daß das als Rücksichtslosigkeit ärgerlich fühlbar wird. Aber es fehlt ihnen doch auch die angenehme Kehrseite dieser Eigenschaft nicht: gänzlich

fern liegt es ihnen, sich beobachtend oder schnüffelnd in das persönliche Leben der andern hineinzudrängen — was bei den Angehörigen gewisser anderer Nationen gar nicht wenig üblich ist. Und man lernt denn wohl, sich mit jener Unbekümmertheit abfinden und diese Zurückhaltung schätzen.

Der englische Anstandskodex.

Nirgendwo haben sich so feste Umgangsformen so gleichmäßig und bindend entwickelt als in England. Warum bedu fte man dort eines so peinlichen Kodex? und warum trägt er einen so durchaus negativen Charakter? Zu grunde liegt nichts anderes als die niederdeutsche Starrheit, Unbehülflichkeit, Anmutlosigkeit nebst der Langsamkeit des inneren Lebens, der Verschlossenheit, dem Mißtrauen, zusammen freilich mit dem Sinn für das Saubere, Solide, Regelrechte. Aus diesen natürlichen Zügen ist durch Jahrhunderte lange Kultur der vielgegliederte englische Anstandskanon entwickelt worden. Er hält nun den geselligen Verkehr in guten Bahnen unter einem Volke, bei dem von der natürlichen Anlage der Einzelnen nimmermehr das Nötige erwartet werden konnte. Und er „arbeitet" so sicher, daß das Ausland mehr und mehr sich ihm freiwillig unterwirft.

Anglikanische Geistliche.

Die Geistlichen der englischen Kirche sind, obwohl durch Kleidung ein wenig charakterisiert, doch im übrigen

nichts weniger als Sondermenschen. Sie sind in Auftreten und Benehmen unter den „Korrekten" die Korrektesten, oft unter den Eleganten die Elegantesten, bei den turnerischen Spielen vielfach die Eifrigsten, und in offenem, lebhaftem Interesse für alle anständigen Dinge der umgebenden Welt hinter niemandem zurückstehend. Sie glauben nicht, die stete Ergriffenheit ihres Inneren in dem Tone selbst des gewöhnlichen Verkehrs oder in ihren Mienen andeuten zu müssen, und ihre Kanzelthätigkeit — die von geringem Belang ist — übt keinen Einfluß auf die Betonung und Fassung ihrer sonstigen Rede, nur daß sie eine löbliche Sorgfalt der Aussprache allerwärts bewahren. Weite des Gesichtskreises freilich streben sie nicht an, und ein tieferes Durchdenken des kirchlichen Glaubensinhalts muteten sie sich niemals zu; sie stehen diesem gegenüber etwa wie ein musterhafter Kirchenältester auf dem Dorfe. Sie wirken im ganzen vielleicht am meisten dadurch, daß sie den Laien als die guten Typen des Natürlichen und einfach Wohlthuenden erscheinen: und zwischen dem Reiche, das sie vertreten, und der Sphäre der anständigen Welt wird keine Kluft fühlbar.

Das Volk des Südens.

Kinder streiten manchmal auf der Straße miteinander über die Vorzüge ihrer Familien, und finden dann wohl, komisch genug, seltsame und geringfügige Dinge, worauf sie besonders stolz sein zu dürfen und

womit sie ihre Gegner zu übertrumpfen glauben. Auch viele ganz Erwachsene können, indem sie Fremdes ansehen, sich nicht versagen zu denken oder auszurufen, daß sie selbst immer noch etwas Besseres besitzen. Ich hörte manche Nordländer (Deutsche aus den Küstenländern von Nord- und Ostsee) vor den wundervollsten Landschaften des Südens protzig und geringschätzig sagen: ja, aber bei uns giebt es so schönen Buchenwald, den haben sie hier gar nicht, und der ist doch noch etwas ganz anderes! — Auch in Beziehung auf das Volk der fremden Länder suchen solche Naturen nur nach den Seiten, die sie verachten dürfen, um dann in das Bewußtsein ihrer Vorzüge eingeknöpft nach Hause zurückzureisen. Im Süden finden sie z. B. eine unberechtigte Putz- und Vergnügungssucht (die nicht im Verhältnis zu dem zurückgelegten Vermögen steht) und einen kläglichen Mangel an Reellität im Handel. Und doch hat dort der Putz, dem nie die Anmut fehlt, nicht (wie im Norden) den Sinn, sich vornehmer zu zeigen, sondern nur heiter zu beleben; die Vergnügtheit bedarf keiner groben Erregungsmittel und ist kindlich harmlos; und der Mangel an festen Grenzen in dem kleinen öffentlichen Handel ist nur eine Seite der Lebhaftigkeit des volkstümlichen Empfindens und Gebarens; das Feilschen ist ein anregendes Spiel, durch das niemand unglücklich und auch niemand eigentlich betrogen wird — obwohl er dabei verlieren kann, wie gewinnen.

Noch etwas Barbarentum.

Seit unsere Vorfahren in mächtigen Kriegsheeren sich über die Alpen in das Südland führen ließen, um dort Schlachten zu schlagen, Städte zu nehmen und als Sieger und Herren aufzutreten, sind manche Jahrhunderte verflossen. Noch viel längere Zeit, seit sie als unwiderstehliche Völkerwogen das Römerreich überfluteten. Nach all dem endlosen Kampf ist nun freundlicher Friede. Nun ziehen nur friedliche Scharen von Nordländern nach Italien, um das Land und seine Schönheit zu sehen. Aber wenn man vielfach doch noch ein wenig Barbarentum in ihnen sähe, wär's nicht zu verwundern. Wie viele reisen durch das Land, weil ihre Börse ihnen eben erlaubt, das Beste in aller Welt zu genießen, treten mit dumpfem Verständnis vor die Kunstgebilde hin, wandern ohne Herzensfreude durch Museen und Kirchen, legen etwas unechte Begeisterung an den Tag, schelten dazwischen über alles Ungewohnte und Unbequeme in der fremden Lebensweise, blicken mit Hochmut auf die Bevölkerung, unter der sie sich massiv und anmutlos bewegen, und reden schließlich mit innerer Beteiligung nur von den Gasthäusern, in denen sie gespeist, und von den Preisen, die sie bezahlt haben! Das thut freilich dem Land und Volk nicht wehe, aber noch weniger kann es dem verständigen Beobachter wohl thun, denn es macht sich da im Grunde doch nur eine rohe Überlegenheit geltend, nämlich die des Geldbeutels.

Unverwüstliche Anmut.

Selbst beim Schelten und Zanken bewahren die Südländerinnen noch ein Maß von Schönheit, von Anmut und Würde. Und so war es den alten Dichtern nicht unmöglich und für die Hörer nicht abstoßend, selbst Göttinnen zankend vor Augen zu stellen!

Französische und deutsche Gelehrte.

Der französische Gelehrte ist sicherlich der Eitelkeit fähig; sind es doch seine Landsleute durchweg. Er freut sich ganz unverstellt der Ehre, die ihm in der Öffentlichkeit zu teil wird oder in einem weiten Kreise persönlicher Bekannten, nicht am wenigsten im Salon und von seiten der Anmut und Schönheit. Aber die Eitelkeit der deutschen Gelehrten hat er nicht, die sich hinter scheinbarer Gleichgültigkeit gegen Lohn und Ehre versteckt, aber im Innersten so überaus empfindlich ist, daß Verstimmung und Spannungen bei ihnen an der Tagesordnung sind. Dann ist der französische Gelehrte auch zu verbindlich, zu wohlerzogen oder natürlich höflich, um seinem Nebenbuhler vor den Augen der Welt zu Leibe zu gehn; er redet von ihm als seinem éminent confrère, seinem illustre collègue, er gebraucht von ihm gerne Wendungen wie „quand on a tant d'esprit"; er würde durch einen anderen Ton sich selbst etwas zu vergeben glauben. Und in Deutschland gehört eine möglichst schroffe, auch stark persönlich gefärbte Polemik durchaus zu den regelmäßigen Gewohnheiten der Hoch-

schullehrer, wie jedermann weiß, der durch Akademieen gelaufen ist, und wie die allerdings vorhandenen Ausnahmen nicht widerlegen. Ist das der so viel größere Eifer um die Wahrheit? Muß auch die Wissenschaft Zeloten zu Priestern haben? Oder haben die Ausländer recht, welche darin ein Stück alter „teutonischer" Unbändigkeit sehen — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen? Einige berühmte Deutsche haben übrigens auch die Ansicht ausgesprochen, daß wir in Neid und Schadenfreude mehr leisten als andere, und sie hatten offenbar die Gelehrtenwelt sehr mit vor Augen. Im Grunde könnte ein Mensch sich doch wohl freuen, etwas zu sein, ohne sich über jeden zu ärgern, der neben ihm etwas ist.

Die Untugenden unserer Nachbarn.

Den Franzosen traut man zwar wenig Unparteilichkeit zu und auch nicht zu viel Bescheidenheit. Aber doch ist es ein Franzose, nämlich der alte Barthélemy St. Hilaire, der kürzlich seinen Landsleuten — aus einem Anlaß, wie er auch anderswo gegeben zu werden pflegt — zurief: „Was gehn uns die Untugenden unserer Nachbarn an? Suchen wir doch die unsrigen zu überwinden!"

Undiplomatische Vertretung.

Man mag gegen eine fremde Nation als ganze Abneigung hegen oder Geringschätzung, man mag sich zu ihrer Eigenart in tiefem Gegensatz fühlen; der-

gleichen bildet sich gar leicht auf Grund der allgemeinen Urteile, welche unter uns umgehen und welche wir von Kind auf einsaugen; aber wenn man einige wenige oder auch nur einen einzigen Menschen aus dem fremden Volke menschlich kennen lernte und schätzen und lieben, dann bleiben auch jene allgemeinen Gefühle nicht bestehen. Die auf echtem Grund erwachsene freundliche Empfindung ist stark und hell genug, daß all die Nebel unfreundlicher Stimmung sich vor ihr zerteilen. Wir vermögen nun das Volk nicht mehr zu schelten, das an dem Königshofe unseres Herzens eine gute — wenn auch ganz undiplomatische — Vertretung gefunden hat.

Gesellschaft, Erziehung, Kultur.

Der Schatten des Guten.

Vornehm wurde man einst dadurch, daß man eine höhere Tüchtigkeit, edlere Tugenden bewährte als die Menge. Und noch bildet die Andeutung gewisser Tugenden ein Stück dessen, was nun Vornehmheit heißt. In der „Höflichkeit" ist ein Schimmer von vielen edlen Dingen: Bescheidenheit, Demut, Pietät, Wohlwollen, Dankbarkeit, Hülfsbereitschaft, Opferwilligkeit und Ähnliches haben in den Höflichkeitsformen einen leichten Niederschlag gefunden. Aber wie weit ist es von dem Schatten und Schimmer zu der leuchtenden Gestalt der Dinge selbst! Und seltsam, das ernstliche Vertreten jener Tugenden selbst wird in derselben Gesellschaft öfter belächelt als gewürdigt, welche den bloßen Schatten, die bloße Formenhöflichkeit, so tiefernst pflegt, daß man diese fast als die thatsächliche Religion der guten Gesellschaft bezeichnen könnte.

Höflichkeit und Luxus.

Im besten Falle ist das überreichliche Umweben des menschlichen Verkehrs mit Höflichkeitsformen eine Art Luxus in den Gefühlsäußerungen, ein Seitenstück zu dem Luxus der Ausstattungen und der Lebensweise, durch den gesundes Behagen mit nichten gefördert wird.

Höflichkeit und Religion.

Zwischen der Höflichkeit und der Religion, so grundverschiedene Dinge sie sein mögen und so ganz ungleich ihre Bedeutung, besteht doch etwas Paralleles. Natürlich nur in Beziehung auf die Erscheinung, die Äußerung. In den südlichen Ländern, wo das religiöse Leben vor allem in lebendiger Bethätigung, in reichen Formen sich abspielt, wo stark hervordringende Empfindung dem Himmel wie der Erde gegenüber sich einen lebhaften Ausdruck schafft, da ist auch die Bezeugung dessen, was man Höflichkeit nennt, belebt, ausdrucksvoll, weitgehend. Und bei den Kulturvölkern des Nordens, wo die Religion wesentlich Sache des Innenlebens ist, erscheint auch die Höflichkeit weit mehr als eine passive, auf Zurückhaltung, Beherrschung, Schonung hinlaufend, denn als eine aktive Bethätigung und Bezeugung. Wo die größere Tiefe sei und die größere Echtheit, das ist bald gesagt. Doch muß man bei der Inanspruchnahme eines so gewichtigen Vorzugs nicht gar zu zuversichtlich sein; denn man läßt oft als Tiefe gelten, was in Wirklichkeit mehr unbelebte Starrheit ist.

Positive und negative Höflichkeit.

Übrigens ist auch innerhalb der einzelnen Länder in der Bezeugung der Höflichkeit Veränderung und Entwicklung zu gewahren. In Deutschland war sie im vorigen Jahrhundert und in dem früheren Teile des gegenwärtigen noch eine weit mehr positive, und hat seitdem einen mehr negativen Charakter erhalten. Früher galt es, sich anmutig zu bewegen, sich in reichen, schönen, breiten Wendungen zu ergehen, mit Wort, Ton, Miene und Blick freundlich zu wirken. Jetzt dagegen handelt es sich vor allem darum, eine Anzahl äußerlicher Handlungen korrekt zu erfüllen, eine gewisse feierliche Starrheit in Haltung und Miene zu bewahren, sehr vieles nicht zu thun, was zu thun nahe läge, und sehr vieles nicht zu sagen, was dem natürlichen Menschen auf die Zunge kommen will. Etwas Eigenes zu geben, eine Empfindung von seinem persönlichen Fühlen den Andern einzuflößen, dieses Bestreben ist ganz abgethan. Eine beliebte und verbreitete, in verschiedene Sprachen (und natürlich auch die unsrige) übertragene Anstandslehre beginnt jeden ihrer unzählbaren Paragraphen mit „Don't". So kann ein Salon von heute, der in allen seinen Formen auf der Höhe der Zeit steht, wahrhaft zum Paradies — nicht der Narren werden (wie bekannte alte Dichtungen ein solches schildern), durchaus nicht, aber zum Paradies der Nullen.

Kriegszustand.

Krieg aller gegen alle, das soll der rohe Zustand der ursprünglichen Menschengesellschaft gewesen sein, der

also unabsehbar weit hinter uns liegt und unter uns. Aber wer heute zur ganz civilisierten Gesellschaft gehört, der scheint, indem er sich unter der Menge der Menschen bewegt, sich doch auch in einer Art von beständiger innerer Spannung allen denen gegenüber zu fühlen, mit welchen ihn nicht zufällig ein feierlicher Friedensschluß verbindet. Kommt es dabei nicht zu wirklichen Zusammenstößen, so geschieht zum mindesten das, was man „thätliches Ignorieren" nennen könnte. Wandel bringt in dies unheimlich eisige Verhältnis erst ein bestimmter Zauber, ein Formelwort von entscheidender Kraft, ein Sesam; das heißt: „Vorstellung". So hat es die Weisheit unseres Geschlechts geordnet.

Sünden der Rede.

Aus Höflichkeit freundliche Worte zu formen, ist zuweilen unvermeidlich. Ihnen mit Absicht mehr Wärme zu geben, als nötig ist, das kann schon nicht edel heißen. Manche aber rechnen es zur Verkehrskunst, den Ton der Innigkeit in das hineinzulegen, was nur Formel sein kann und soll. Und das ist nicht mehr harmlose Gewöhnung, es ist Mißbrauch, ist Sünde, mehr als vieles andere, was den Namen Sünde führt.

Zuckermandeln.

Man trifft in der guten Gesellschaft einzelne Personen, die man nicht besser charakterisieren kann, als daß

man sie mit Zuckermandeln vergleicht. Über einer dicken Schicht von angewöhnter süßlicher Höflichkeit und zärtelnder Liebenswürdigkeit wird man lange Zeit nicht gewahr, daß dieselbe einen ganz gediegenen und respektablen Kern umschließt, der es gar nicht nötig hätte, sich so verkleben und versüßen zu lassen, und der — wenn ihm auch immerhin ein gewisses Bitter nicht fehlt — von vernünftigen Leuten doch viel lieber unmittelbar genossen werden würde.

Niedere und höhere Wahrhaftigkeit.

Es giebt eine niedere und eine höhere Wahrhaftigkeit, und es ist verkehrt, daß die Verstöße gegen die erstere so viel schwerer geschätzt werden als die gegen die letztere. Der jugendliche oder der mit seinen Nöten ringende Mensch, der im Verhör statt ja nein antwortet und damit zweifellos eine Lüge ausspricht, sie sind im Grunde sehr leichte Sünder gegenüber allen jenen, die ihr wirkliches Empfinden in willkürlicher Verfälschung zu zeigen gewohnt sind, die mit Miene, Ton und Händedruck ein beständiges fragwürdiges Spiel treiben, die die Worte mutwillig um sich streuen, als ob sie zu ihrem Inneren gar keine Beziehung zu haben brauchten, die nicht einmal für sich selbst Maß und Klarheit suchen, und schließlich so wenig als andere sagen könnten, was sie selbst in Wirklichkeit fühlen und sind.

Verwässerte Worte.

Es ist ein Jammer, daß die Menschen nicht einmal ein schönes Wort in seinem Werte bestehen lassen können, daß sie zum gemeinen Rechenpfennig machen, was edelste Münze war. Wie hohen Inhalt hatte das Wort „liebenswürdig", als es zuerst gebildet ward! Die Seelenbeschaffenheit jemandes mit einem Zuge zu bezeichnen als „wert, geliebt zu werden", das war ja wohl ungefähr der beste Ausdruck, den man ihr widmen konnte. Und nach und nach, durch die ewig geschäftige Verschiebung, Verwässerung von Worten und Empfindungen, ist derselbe Name ein schales Lob geworden, das der bloßen äußerlichen Glätte des Benehmens gegönnt zu werden pflegt, und bei dem an eine erfreuliche Kraft des Herzens, die doch allein der Liebe wert ist, gar nicht mehr gedacht wird.

Sittliche Legierung.

Dem Gold und Silber wird unedles Metall zugesetzt, damit es geeignet werde, als Münze durch die Welt zu wandern. Und die gleiche „Legierung" müssen sich unter den Menschen die reinen Tugenden gefallen lassen, um in ihrem Verkehr genehm zu werden. Und so wird denn aus dem Edlen das bloß Noble, aus der Treue die Loyalität, aus der Anmut die bloße Eleganz; statt des Erhabenen gilt das Grandiose; das Sittliche wird zum bloß „Korrekten", die Würde zum Anstand, die Vornehmheit zur Feinheit; die Selbstbeherrschung

sinkt zur Diskretion herab. Und die so legierten Eigenschaften (deren Namen denn selbst meist die deutsche Echtheit verloren haben) haben unter den Menschen Wert und Kurs.

Surrogate.

Aber vielleicht ist diese ganze Vergleichung zu günstig, und richtiger wäre zu sagen, daß die arme Welt sich an Surrogaten der Tugend genügen lasse, weil ihre innere Kaufkraft für die echten Dinge nicht zureicht?

Volkstümliches.

In unseren höheren Ständen schwärmt man für das Volkslied, für Dorfgeschichten und Volksschauspiele, für Rosegger, Vautier und Defregger, für Ludwig Richters Bauernkinder im Holzschnitt, für die Schriftsteller in Volksmundart, für Sommerfrische in Bergdörfern, für Volkstrachten in den Gebirgsthälern, also anscheinend nach allen Seiten für das rechte und eigentliche Volk und sein volkstümliches Leben. Aber wie weit ist man in denselbigen höheren Ständen davon entfernt, mit den einzelnen Menschen aus dem Volke, wie sie uns grade entgegentreten, — nicht, einen Augenblick freundlich zu thun, aber wirklich herzliche Fühlung zu nehmen! Wie ängstlich meidet man einen über das Notwendige hinausgehenden Verkehr mit den Abhängigen! Wie fürchtet man, sich selbst eine Stufe tiefer zu stellen, wenn man nicht in kühler Höhe über den Geringeren,

den Abhängigen und Dienenden verharrt, wenn man von ihnen etwa vor den Augen anderer eine Vertraulichkeit entgegennehmen müßte! So ist jenes Schwärmen eigentlich nur ein Zeichen, wie weit man sich innerlich von der Sphäre des Volkes entfernt weiß.

Bildung und Schmückung.

Nicht wenige Mütter erstreben für ihre Töchter geistige Bildung ganz in dem Sinne, wie sie denselben einen üppigen Haarwuchs wünschen und zu sichern trachten, als einen weiteren äußeren Vorzug der Persönlichkeit, damit dieselbe in dem großen Wettbewerb mit ihresgleichen nicht überflügelt werde, sondern möglichst viele überflügele.

Weltsicherheit.

Um die Weltsicherheit, welche Erfahrung und Umgang allmählich mit sich bringen, ist es eine ganz schöne Sache; sie verschafft Vorteile, die verdient worden sind. In gewissen Kreisen aber trachtet man danach, diese Weltsicherheit schon dem frühen Alter zu verleihen, und man erzielt ohne Schwierigkeit etwas, was ihr ähnlich sieht, ein dreistes Geltendmachen des Ich und kühles Übersehen fremder Daseinsrechte. Aber für die kleinen Vorteile, die diese Sicherheit des Auftretens gewährt, wie viel Schaden hat man den jugendlichen Wesen angethan!

Im Altenteil.

Nicht bloß Bauern treten, wenn sie zu Jahren gekommen, Besitz und Rechte freiwillig an ihre erwachsenen Kinder ab, um ein bescheidenes Dasein, mehr geduldet als geehrt, sich vorzubehalten. Auch in höheren Ständen trifft man Eltern, die zu Gunsten ihrer selbstbewußteren Kinder — nicht auf Besitz, aber auf Meinung und Leitung verzichten, die diesen so viel Liebe zeigen, daß ihre Liebe samt ihrer Person bei denselben keine Wertschätzung mehr findet, Eltern, die ihre Kinder bewundern, um von diesen verachtet zu werden, die sich also fast schlimmer als jene bejahrten Bauern auf ein klägliches Altenteil setzen ließen.

Bildung und Kunststücke.

Eine belustigende Kritik unserer europäischen Kultur könnte man aus der Wendung entnehmen, mit der die vornehmen türkischen Familien ihre Söhne auf einige Jahre nach unseren Ländern schicken. Man läßt dieselben reisen, damit sie „europäische Kunststücke lernen". Darin liegt keine Ironie, sondern es ist das eben die Anschauung von der Eigentümlichkeit und dem Wert unserer Bildung. Und — wie ganz anders ist es mit derselben doch bestellt, wie tief ist der Unterschied zwischen dieser naiven Vorstellung und der Wirklichkeit! Nein, sagen wir doch lieber: und der Idee. Denn in Wirklichkeit ist an unserer Bildung immerhin so manches, was als „europäische Kunststücke" nicht so ganz schlecht bezeichnet

ist. Man eignet sich's an, um es zu können und an den Tag legen zu können, um sich von den staunenden Dümmeren zu unterscheiden; aber dieses Können hat keine Beziehung zu unserem eigentlichen Sein und Vermögen, so wenig wie andere Kunststücke.

Lesen und Sprechen.

Nicht wenige Leser und namentlich junge Leserinnen sind stolz darauf, daß sie ein Buch mit großer Geschwindigkeit durchzulesen pflegen. Ja, es scheint in unserer Zeit das Gewöhnliche zu sein, den Inhalt der Bücher rasch hinunterzuschlingen, und wer das Einzelne wirklich lesend in sich aufnimmt, wird wohl für altmodisch oder pedantisch erachtet. Ein Wunder ist das auch nicht, da ja unserer Generation allerorten die Ruhe zu unterscheidender Empfindung fehlt. Aber das ist vielleicht noch wenig beachtet worden, daß auch das unsichere zerfahrene Sprechen, die Unfähigkeit zu selbständigem und zutreffendem Ausdruck, das Sichgenügenlassen an schablonenhaften Wendungen nur die Kehrseite von jener Gewöhnung an rohes Lesen ist.

Beschränkte Lektüre.

Vereinzelt lernt man noch Frauen kennen mit ganz beschränkter Lektüre und echtester Bildung nicht bloß des Gemütes, sondern auch des Geschmackes und Urteils. An dem in aller Ruhe wirklich Aufgefaßten haben

sie nicht bloß einen wahrhaften inneren Besitz, sondern auch einen festen und sicheren Maßstab für Neues, das ihnen etwa entgegentritt. Wir sagen es uns oft, daß das Viellesen keine festen und treuen Eindrücke gebe, daß es mehr verwirre als bilde; aber es ist gut, die Bewährung des Entgegengesetzten hie und da mit Augen zu schauen.

Stil und Lektüre.

Wer einen Stil schreiben möchte, der bloß fließend ist, lese nur die unmittelbaren Zeitgenossen aus seiner eigenen Sphäre und Sprache. Einer gemeinverständlichen und gefälligen Schreibart ist mancher verlustig gegangen, weil er gleichzeitige und entlegene Schriftsteller mannigfaltig durcheinander las. Aber auch, um zu einem wahrhaft guten — einem zugleich eigenartigen und doch Wohlgefallen erzeugenden — Stile zu gelangen, bedarf es der Lektüre der Nahen und der Fernen, der modernen Regelmäßigen und einer Anzahl der Besten und Größten aus entlegenen Sphären. Nur dürfen diese nicht in hastigem Wechsel vor dem geistigen Ohre vorüberwirbeln; man muß vielmehr mit den einzelnen je eine Zeit lang gleichsam leben. Und man muß nicht etwa bloß auf Stil und Sprachform achten wollen, sondern von ihren Gedanken sich erfassen lassen! Dann werden später die eigenen Gedanken — wenn sie vorhanden sind — etwas von der Ausdruckskraft jener Vorbilder gewinnen können.

Eine Schule der Beredsamkeit.

Man war in der letzten Zeit — die Zeitungen sagten es so — sehr erstaunt zu sehen, wie nacheinander verschiedene preußische Generale vor unseren Parlamenten auftraten und sich als Redner ersten Ranges erwiesen. Ihr Leben lang waren doch öffentlich nur kurze Befehle oder knappe befehlartige Ansprachen aus ihrem Munde gekommen! Da mochte es fast scheinen, die beste Schule des Redners sei — nicht das Reden, sondern ein langes Schweigen. Daß die Unarten der Berufsredner dabei nicht keimen konnten, war leicht verständlich, und das ist bei dieser Kunst, in der mehr als in andern dreist gestümpert wird, schon nicht wenig. Aber in der That, wenn das lange Schweigen verbunden war mit hellem Aufmerken auf das Geschehende, wenn fest umschließende Ordnung das Schweifen der Gedanken hemmte, wenn in der Stille auf einem einzelnen, bestimmten Gebiete tüchtigste Durchbildung im Verstehen und Thun verwirklicht wurde, wenn kein Wort je Durchlaß fand, das bloße Füllung und Phrase war, wenn das wenige Gesprochene stets auf Menschen bestimmend einzuwirken hatte, dann liegt in alledem wohl eine nicht verächtliche, auch positive Vorschulung für das Reden zu der Stunde, wo geredet werden muß.

Das Zeitalter der Photographie.

Wir leben im Zeitalter der Photographie, nicht bloß im unmittelbaren Sinne. Die Freude an technisch korrekter Wiedergabe des Lebens in seinen äußeren Da=

seinslinien, namentlich auch im Kleinen und selbst Nebensächlichen, hat das Streben nach durchgeistigter Nachbildung des inneren Wesens auf vielen Gebieten zurückgedrängt. So geben die Dorfgeschichten von heute die Mundart der auftretenden Personen sehr getreulich wieder, und manches Ähnliche dazu, aber das wirkliche innere Leben dieser Kreise ward von früheren Schriftstellern, die höchstens einen mundartlichen Anklang hie und da und mehr unwillkürlich zuließen, weit trefflicher abgebildet. Auf der Schaubühne wird täuschende Richtigkeit der Nebendinge mit gewaltigem Ernst erarbeitet, aber einer freien und mächtigen Gestaltung des Seelischen hat man sich selten zu freuen. Und mehr Beispiele ließen sich anfügen. Auch ist alles, was in verschiedenen Künsten gegenwärtig als Naturalismus sich vordrängt, gewissermaßen wiederum nur Photographie gegenüber dem freigeschaffenen Bildnis.

Ruhe zur Empfindung.

Über die wirre Hast unseres modernen Lebens und Treibens wird so hundertfältige Klage geführt. Man ist sich bewußt, daß man nicht mehr in der behaglichen Weise älterer Geschlechter seines Daseins froh werde, man fühlt sich kaum jemals recht frei und zufrieden, man sieht, wie man in stets neuer Aufregung sich aufreibt. Aber die wesentlichste Seite ist mit all diesem kleinen persönlichen Unbehagen oder Ungemach nicht getroffen. Über dem ewigen Wechsel des Lebens und der

Hast des Thuns geht den Menschen unserer Zeit die Ruhe verloren, welche zur Bildung echter und klarer Empfindung nötig ist! Solche echte und klare Empfindung aber ist in Wahrheit die einzig lebendige Quelle für die Gesinnung, auch für die Charakterbildung! Es wird sich nur immer mehr fühlbar machen, wie weit bloße Anempfindung, innere Abhängigkeit von Phrase und Schlagwort, Untiefe der persönlichen Grundsätze die moderne Menschheit durchzieht. Die leuchtend aufsteigende äußere Kultur des Jahrhunderts wirft eben doch auch ihren Schatten, und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen.

Laut denken.

Laut zu denken gewöhnen sich mitunter diejenigen Menschen, welche einsam leben und ein bewegtes Inneres haben. Sie werden, wenn es zutage tritt, darüber ein wenig verlacht, als ob sie gar Absurdes thäten. Aber es giebt noch eine andere Art laut zu denken, die findet sich bei vielen, welche immer von ganz nahestehenden Menschen umgeben sind und darüber die anspruchsvoll lässige Gewohnheit annehmen, beständig alle die unbedeutendsten Regungen ihres Innern unterschiedslos in Worten aus dem Munde fließen zu lassen. Aber das verurteilt man nicht, obwohl es im Grunde natürlich und sittlich weniger berechtigt ist als jenes gelegentliche Hervorbrechen bei den Einsamen.

Die Zerstreuten.

Mancher wird als „zerstreut" von seiner Umgebung verlacht, der doch nur den kleinen Dingen des Augenblicks nicht das Auge zuwendet, weil seine Seele auf ein Großes allzuvoll gerichtet ist, weil sein Wesen zu sehr konzentriert ist, um nicht „zerstreut" zu erscheinen.

Spott und Geist.

Es ist erstaunlich zu sehen, was für Menschen glauben, sich über andere lustig machen zu dürfen. Junge Mädchen, die noch keine Stunde ihres Lebens einem ernsten Zwecke gewidmet haben, rohe Alltagsgeister mit nichts als einer gewissen äußeren Lebensgewandtheit, hohle Burschen, die nur Eitelkeit erhebt, verkannte und verstimmte Naturen, die so eine Art von kläglicher Befriedigung suchen — wer hat nicht oft genug die Bekanntschaft dieser Gattungen gemacht! Sie alle empfinden bei ihrem Spotten eine geistige Überlegenheit; aber der fadendünne Strom von Geist, dessen es dazu bedarf, wird in Wahrheit nur durch die breiten Quellen der Bosheit und der Dreistigkeit angeschwellt.

Äußerlicher Enthusiasmus.

Die endlosen Ausdrücke des Entzückens über die Schönheit der Kunstwerke oder der Natur, wie man sie aus so manchem Munde vernimmt, bedeuten ganz und

4*

gar nicht eine gesteigerte Empfänglichkeit der Seele für das Schöne, sondern im günstigeren Falle eine Gewöhnung, die ein Stück des guten Tones, eine Seite der allgemeinen Bildung darstellen soll, im ungünstigeren Falle oder bei minder nachsichtiger Auffassung ein Zeichen der Zerfahrenheit und Maßlosigkeit des Wesens, das nicht feste Eindrücke ruhig aufzunehmen und nach ihrer Eigenart klärend zu verarbeiten sich gewöhnt hat, sondern statt dessen nur flüchtigen Reizen einen oberflächlichen — wenn auch lebhaften — Ausdruck giebt, und damit denn eigentlich gar nicht als durchgebildet sich bezeugt.

Ästhetik im Munde.

Wie viele lassen bei jeder Gelegenheit ein überaus lebhaftes Interesse am Kunstschönen zu Tage treten, bei denen etwas so gänzlich vermißt wird, was doch gewissermaßen der erste und natürlichste, jedenfalls aber der erfreulichste Ausdruck ästhetischen Sinnes wäre, nämlich die Ästhetik der persönlichen Lebensführung!

Das Großartige und das Schöne.

Für das Großartige vermögen viel mehr Menschen sich zu begeistern als für das Schöne. Sie brauchen dabei gleichsam nur einer unendlichen geraden Linie zu folgen, während das Wesen des Schönen gewissermaßen auf dem Verhältnis vieler Linien, auf Begrenzung und Harmonie beruht, und zum Verständnis schon nicht wenig,

zur vollen, freudigen, seelischen Erfassung eine hohe Entwicklung voraussetzt.

Würdigung des Unbeseelten.

Einst malte, wob und stickte man Blumen und Blumengewinde auf Decken, Gewänder und Möbel, nicht immer geschmackvoll oder naturwahr, aber doch mit Freude an der Blumenwelt, und in dem Wunsche, durch ihren steten Anblick sich das Dasein freundlicher zu gestalten. Heute streut man lebende Blumen in Pracht und Fülle ohnegleichen gleichsam um sich, vielfach zum bloßen leeren Spiel der Höflichkeit, um staunen zu machen, um „nobel" zu sein. Was im einzelnen so schönes und zartes Leben zeigt und zu sinnendem Beschauen einlud, ist dann nur noch etwas in der Masse und als Masse. Es liegt fast etwas Brutales in dieser Art mit Blumen zu schalten. Aber wir wollen ja überall das bloß Großartige, Ausgedehnte, Reiche, und zu ruhigem, sinnendem Genießen ist uns die innere Fähigkeit sehr abhanden gekommen.

Neuer Aberglaube.

Zu den Täuschungen, welchen die kulturfreudige Menschheit sich gerne hingiebt, gehört auch die, daß der Aberglaube nunmehr überwunden sei oder doch wenigstens in seinen Resten überwunden werde. Er taucht in immer neuen Formen (neben denen die ganz alten und einfältigen übrigens still fröhlich weiterleben) stets wieder

auf, nur manchmal ein wenig versteckt, unklar, dem eigenen Bewußtsein verschleiert. Zu seinen Formen in der Gegenwart und in der gebildeten Gesellschaft der gebildeten Gegenwart gehört z. B. das Bedürfnis, immer neue chemisch-medizinische Mittel oder Kurorte zu finden, die „aber wirklich wunderbar“ helfen, rasch eine Reihe von unwiderlegbaren Wundern gewirkt haben und nun im Munde der gebrechlichen Gebildeten eine Art von Anbetung genießen — so lange, bis ein neuer Fund sie verdrängt und nach aller Verehrung der Verachtung preisgiebt. Und da der Aberglaube immer intoleranter ist als der Glaube, so üben die Heilgläubigen auf diesem Gebiete selbst gegen ihre berufenen Helfer, die Ärzte, ein tyrannisches Regiment aus. Ist es mehr zu belachen oder zu beklagen, daß die haltbedürftige und haltlose Gesellschaft die Fragen der eigenen Lebenserhaltung ganz mit derjenigen der Kleidermode zusammenwirft, daß sie der Thorheit so viel Ernst und dem Ernste so viel Thorheit entgegenbringt?

Das Glück der Dekorierten.

Es ist in weiten Kreisen üblich, der Verleihung oder Erstrebung von Orden und ähnlichen Auszeichnungen, wie sie den höheren öffentlichen Stellungen zu Teil werden, mit Ironie zu gedenken. Die Gabe erscheint so äußerlich, so geringwertig im Verhältnis zu der Bedeutung, welche ihr beigelegt wird; es scheinen recht kindliche Maßstäbe wieder zum Vorschein zu kommen bei denen,

die doch von der Kinderstufe so weit entfernt sind; und das empfindet man als komisch. Und doch läge noch eine ganz abweichende Auffassung nicht ferne. In einem Teile des Lebens, oder auf einer Höhe desselben, wo neue eigentliche Güter von den meisten kaum mehr erworben oder auch genossen werden können, findet man einen gewissen Ersatz, einen Schein von neuen Werten in jenen äußerlichen Errungenschaften. Daß das die Entwicklung der Dinge im Menschenleben ist, mag mit weniger Recht komisch heißen als tragisch.

Wert der Galanterie.

Ungern vermissen auch edelgesinnte Frauen bei Männern das, was man Galanterie nennt. Aber diese Eigenschaft hat im Grunde sehr verschiedene Abstufung und Färbung, und es findet über Echtheit und Wert derselben viel Täuschung statt. Man hat vor allem drei Arten der Galanterie zu unterscheiden: zunächst als Hülfsbereitschaft der stärkeren Wesen gegenüber den schwächeren, dann als Huldigung der gröberen Naturen gegenüber den zarteren (die echte Ritterlichkeit), aber endlich auch als ein Spiel der Ausgereifteren mit den in allerlei Schwachheit, Unmündigkeit und Selbsttäuschung Befangenen. Die erste beruht im Grunde schlechtweg auf der Humanität; die zweite hat sich mit der aufsteigenden Gesittung unserer Völker geschichtlich entwickelt; die dritte ist ein unschöner Mißbrauch, nicht zu gutem Zwecke und in der That zum Verderb des rechten

inneren Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Aber die Augen sind dafür wenig geöffnet.

Befehlen und Schelten.

Vornehm erscheint, wer in seinem Auftreten fühlbar macht, daß er zu befehlen gewohnt ist, zu fordern, zu verweisen, daß ihm das Beste zugänglich gewesen ist und das Mangelhafte ihn nicht mehr befriedigt. Aber man stößt auf viele, die jene Wirkung durch mürrisches Schelten oder hochfahrendes Mäkeln zu erzielen vermeinen — was ein sehr ungenügendes Surrogat heißen muß. Und während jene die Menschen in einem Banne der Abhängigkeit halten, bewirken diese nur Spannung und Gegensatz.

Richten und Schmähen.

Streng tadeln mag derjenige, der sich nicht bloß weiten Gesichtskreises und selbsterworbener Überzeugung, sondern auch sicheren inneren Haltes und bewährten persönlichen Wertes bewußt sein darf. Um so abstoßender aber ist das gewohnheitsmäßige Mäkeln und Schelten der vielen, die sich ihrerseits gar nicht über die sittliche Trivialität erheben.

Vertrauen und Mißtrauen.

Gewiß, es wird von den Unerfahrenen oder Weltfremden allzu viel vertraut. Doch des unbegründeten

Mißtrauens unter den Menschen ist ebensoviel oder noch weit mehr. Daß man zwischen beiden Irrtümern hin und her fährt, ist eben die Schwäche und Unsicherheit menschlichen Blicks. Aber die meisten geben sich auch gar nicht die Mühe, dem Mißtrauen seine rechte Grenze zu ziehen; wird mit dem Übermaß desselben doch nur andern weh gethan!

Die Miene des Heuchlers.

Wenn ein für brav gehaltener, weil sich brav gebärdender Mensch plötzlich als schlecht erkannt wird, so ist alle Welt über die Tiefe der geübten Heuchelei entrüstet. Daß unter solchen Mienen und Reden solche Verderbtheit stecken konnte! Aber man kann auch dem zweifellos Gefallenen oder Gesunkenen noch unrecht thun, und thut es hier oft. Meist ist es wohl so, daß einst die brave Miene, der treue Blick, der ehrliche Ton bei ihm echt waren, und daß diese Dinge in ihrer Art weiter spielten, während in der Seele allmählich jene schlimme Veränderung vorging. Heuchelei ist selten so bewußt, wie sie scheinen mag; sie ist vielfach der Kontrast zwischen einer im Flusse erstarrten Außenseite und einem verwandelten Innern.

Äußerung und Wesen.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: auch diesem Wort aus hohem Munde pflegen die Menschen vielfach nur recht äußerlich genugzuthun. Aus einzelnen

Handlungen schließt man viel zu rasch auf das Innere, verurteilt und wendet sich ab. Und doch können auch die einzelnen Handlungen vielfach nicht eigentlich verstanden werden, ohne daß man das Innere schon erkannt hat. Es gilt schließlich doch, für das Wesen eines Menschen, mit dem wir in Beziehung stehen, ein Gefühl zu bekommen, eine innere Anschauung seiner Natur, und wenn diese gewonnen, wenn sein eigentümlicher Wert uns gewiß geworden ist, dann nicht mehr alle die einzelnen Äußerungen allzusehr ins Gewicht fallen zu lassen, sondern am Ganzen festzuhalten solange als möglich.

Beschränktes Wohlwollen.

Selbst in einem wohlhabenden Lande verfügen doch die meisten nicht über größere Mittel, als daß sie ihr — mehr oder weniger gutes — Auskommen haben. So haben auch in der sittlichen Welt die meisten an wohlwollenden Empfindungen nicht schlechthin Mangel, aber doch eigentlich nur so viel Vorrat, als „für den Hausgebrauch" reicht.

Grundsätze und Impulse.

Wenn dir ein Staubkorn ins Auge flog, so ruft aus deiner Umgebung jedermann mit überzeugter Weisheit dir zu: nur ja nicht daran reiben, damit es nicht schlimmer werde! Aber wem das Korn im Auge sitzt, der hat für sich selbst diese Weisheit nimmermehr; er widersteht dem Reize nicht und fährt mit der Hand nach

der schmerzenden Stelle. Und so ist es auch in größeren Dingen. Vom andern verlangt jeder, daß er sein Leben nach Grundsätzen regele oder doch nach Erwägungen; ebenso gewiß aber gönnt sich selbst ein jeder auch ein häufiges Handeln nach bloßen Impulsen; er folgt den dunklen Strömungen in seiner Seele, er hört nicht immer die Stimme der Maximen. Erstaunlich weise sind wir alle — in den Sachen anderer.

Ansprüche des Unverstandes.

Daß man sich die Dinge zu leicht ausführbar vorstellt, ist eins der Symptome des Unverstandes. Die abendländischen Lehrerinnen in Konstantinopel werden von den türkischen Müttern wohl mit dem Ansinnen gequält, ihren jungen Töchtern doch in zwei Wochen das Klavierspiel, wenigstens den sicheren Vortrag eines hübschen Walzers, beizubringen. Aber das erscheint uns nur so besonders lächerlich, weil wir alle vom Erlernen des Klavierspiels eine genügende Vorstellung haben. Auf minder durchsichtigen und nur desto schwierigeren Gebieten der Bethätigung stellt man auch unter uns durchgereiften Westeuropäern oft genug an die zum Fache Berufenen Forderungen, deren Erfüllung sich die Wirklichkeit ebenso stark entgegenstellt wie jenem Wunsche der beschränkten Damen von Byzanz.

Laien und Fachfragen.

Beobachtet man das Verhalten der Laien gegenüber irgend einem bestimmten fachlichen Gebiete, so findet man bei der Mehrzahl derselben entweder eine stumpfe Gläubigkeit oder ein dreistes Mitsprechen, und vielfach ein Hin- und Herfahren zwischen beidem. Vielfach setzen auch solche Individuen, die in irgend einer andern — nämlich ihrer eigenen — Sphäre zu großer Bedeutung gelangt sind, durch ebenso kühnes wie unreifes Urteil über Fragen des fremden Faches in Erstaunen. Nicht selten aber kommt es vor und ist von je her und für die verschiedensten Gebiete vorgekommen, daß zu gesunder Bewegung, zu wertvoller Neuerung, zu veränderter Richtung innerhalb eines Faches der Anstoß von außen her, durch Laienmeinung, gegeben wird. So muß denn der Fachmann zwar gleichgiltig zu bleiben wissen gegen das Gerede derer, die ihn am Wege bauen sehen, aber doch stets das Ohr ein wenig geöffnet halten für einen wertvollen Zuruf, der vielleicht auch über den Zaun herüber an ihn gelangen möchte.

Von der Staffelei zurück.

Wie der Maler von Zeit zu Zeit von der Staffelei zurücktritt, um sein Werk recht beschauen und beurteilen zu können, so bedürfen auch andere, die nicht Maler, nicht Künstler sind, zuweilen des Einhaltens in ihrer Arbeit und der Betrachtung des Ergebnisses aus einer

gewissen Ferne. Das geht denn freilich nicht in einigen Sekunden; um frei genug zu werden, um die rechte Entfernung und die rechte Ruhe zu gewinnen, bedarf es nicht zu knapper Zeit. Und wie wenigen ist doch eine derartige Unterbrechung wirklich gegönnt! Nur einmal werden die meisten frei, wenn es zu Ende ist, wenn auf das Lebenswerk als ein vielverschlungenes und wohl auch verworrenes Ganze mit dunkelnden Augen zurückgeblickt wird und der Farbenpinsel aus der Hand gelegt werden mußte.

Fruchtbarer und unfruchtbarer Verkehr.

Sprichst du mit denjenigen, die durch Herkunft oder Stand, Stellung oder Geistesrichtung, oder durch alles das zusammen dir gleichartig sind, so entgehst du der Reibung und fühlst dich im Austausch der Gedanken wohl. Du trägst auch wohl einen gewissen Gewinn davon, aber du wirst nicht leicht in der Tiefe angefaßt. Und suchst du Berührung und Austausch mit denjenigen, die in jenen Beziehungen von dir recht verschieden sind, so kannst du deine eigenen Anschauungen prüfen und klären und deinen Gesichtskreis erweitern, aber es kann auch unfruchtbare Reibung stattfinden, mit viel Unbehagen und Irrewerden. Doch wird das Zweite nicht vermeiden, wer es recht ernst mit seiner Vervollkommnung nimmt, und wer zur Erwerbung wahrhaft selbständiger Anschauungen die geistige Kraft besitzt.

Einsicht und Wille.

Wie wünschenswert erscheint es, daß da, wo die reiffste Einsicht in das Wesen der Dinge herrscht, auch der mächtigste Wille sich finde, sie zu gestalten und zu lenken! Das meinte ja auch jener Weise, welcher die Könige als Philosophen wollte. Aber da in der wirklichen Welt beides sich schwer zusammenfindet, so ist es recht gut, daß nicht der Wille ruhe, so lange nicht die allseitigste Erkenntnis gewonnen ist, sondern daß jener sich rege auch im Halbdunkel ungeklärterer Bahnen. Lägen alle Wege samt allen Hemmnissen sonnenhell vor dem Blicke da, es würde selten kraftvoll gewollt werden. Auch in diesem Sinne dürfte oft das „Wissen" den „Tod", nämlich das Ersterben des frischen Willens, bedeuten.

Die Höhe der Ziele.

Wer zu hohem Aufschwung des Sinnes und zu ernster Entfaltung der Kraft zu gemein oder lässig ist, der steckt sich die Ziele niedrig; er erreicht sie dann voll, aber ohne Ehre, und er lähmt die innere Kraft derjenigen, welche unter dem Einfluß seines Vorganges stehen. Wer aber die Ziele für sich und die anderen allzu hoch hinzeichnet, läßt bald das Gefühl entstehen, daß man nicht im Ernste zu denselben emporzustreben brauche, daß sie mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben, daß sie zu einer Art von schönem Spiel formuliert werden; und so wird die vorhandene Kraft nicht befruchtet. Beiderlei Verfehlung liegt den Menschen

nahe; aber es ist doch wohl der Mühe wert, das Rechte mit Ernst zu suchen.

Das große Vorbild.

Beim Rücktritt des Fürsten Bismarck ward in einer Zeitung die Mahnung „an die liberale deutsche Jugend" ausgesprochen, dieselbe möge „dem ersten Reichskanzler nacheifern nicht in seinen politischen Überzeugungen, aber in der Größe der Thatkraft und Entschlossenheit". Ein treffliches Beispiel von dem faden Spiel mit der Phrase. Ja, ahmt ihm nur nach in seiner Kraft und Größe und Sicherheit! Warum nicht? Nahm nicht schon in der uralten Wunderwelt der sprechenden Tiere auch einer sich den Stier zum Vorbild, obwohl er — nur ein Frosch war? Aber der mutete sich wenigstens etwas zu, er platzte schließlich sogar, und das muß ihm doch weh gethan haben. Ihr werdet euch wohl nicht wehe thun mit der Nachahmung, aber ein bißchen wohl thun mag euch die schöne Phrase, die schmeichelnde Beziehung!

Der Größere.

Es ist schön zu sehen, wie der durch Denken und Forschen, durch Erkennen und Wissen zur Höhe menschlicher Leistung und Bedeutung emporgestiegene Mann sich vor dem großen Manne der That — als dem dennoch größeren — huldigend neigt. Wir haben in Deutschland uns dieser Erscheinung in den letzten Jahr-

zehnten nicht selten freuen dürfen. Hie und da freilich ward Huldigung dieser Art mit Zähigkeit vorenthalten, aber das heftete der Bedeutung des Versagenden in den Augen der Nation einen Makel an, während jene Willigeren ihrem eigenen Namen nur noch mehr Ehre erwarben.

Die berühmten Namen.

Ein großer Mann nimmt zuerst persönlich eine große Entwicklung, dann wirkt er auf zahlreiche, auch ihrerseits nicht unbedeutende Individuen; darauf trägt seine Einwirkung sich fort in größere Fernen, in flachere Kreise, und zuletzt lebt im Munde der Zahlreichen, von denen seines Lebens Werk nicht mehr empfunden wird, sein Name — eine bloße Hülse, die aber eine unsterbliche Frucht umschlossen hat.

Große Namen und großes Ringen.

Von großen Menschen soll man der Jugend nicht bloß abstrakt pathetisch reden, das giebt nicht die rechten, fruchtbaren Eindrücke. Soviel es möglich ist, soll ihr ein Einblick gegeben werden auch in das persönliche Ringen der großen Männer, natürlich nicht bloß der Staatsmänner und Krieger, sondern auch der Entdecker. Wie groß und gewaltig sie alle gearbeitet haben, ihr Leben lang! Wie sie viel tausend Schritte haben machen müssen, um auf ihre Höhe zu kommen, da auch ihnen

nicht Siebenmeilenstiefel in die Wiege gelegt waren! Das zu erfahren giebt wertvollere Anregung als die vornehm zusammenfassende Phrase leisten kann.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Wenn man von dem Charakter einer bestimmten Zeit spricht, so weiß man dabei doch oder sollte man wissen, daß in jeder Periode zugleich der Inhalt der vorhergehenden noch mehr oder weniger mit lebendig ist und auch diejenige der kommenden sich bereits mehr oder weniger lebhaft ankündigt. Und zuweilen kommt es so, daß die Mächte der Vergangenheit, starr und trotzig sich im Leben erhaltend, und die der Zukunft, ungestüm ins Leben dringend, unmittelbar zu furchtbarem Stoße zusammentreffen und gleichsam sich zwischen die Gegenwart — oder was Gegenwart hätte sein müssen — zermalmen. Es mochte in gewissen Stunden den Anschein haben, als ob unsere deutsche Gegenwart von solchem Geschick bedroht werde.

Kampf und Kämpfer.

Um edle geistige Güter muß auf Erden immer Streit sein. Nur durch Kampf werden sie für die Gegenwart gehütet und für die Nachwelt gerettet. Und um der hohen Güter willen soll der Mut der Besten, wenn es not thut, zum Kampfe entbrennen. Aber diese Besten bilden doch nur gleichsam die Offiziere für das kämpfende Heer. Und um sie schart sich eine Menge,

bei der das Bedürfnis zum Streiten oder auch der dumpfe Trieb zum Hassen und Befeinden das erste ist, und die so rohe Triebe in den Dienst jener hohen Ziele — wie Geistesfreiheit, oder Glaube, oder Volksehre, oder Gerechtigkeit — stellt. Oft genug auch wird der Kampf von den rohen Landsknechten aus eigenem Sinn und auf eigene Faust geführt, und das Land, um das sie zu streiten meinen, wird von ihren Füßen verwüstet.

Das Horn und seine Töne.

Wenn der Hornist seine Melodie geblasen und, sein klangvolles Instrument hinterlassend, sich von seinem Posten hinweg begeben hat, so kommen wohl halbwüchsige Burschen oder eitle junge Leute, setzen das Horn an und versuchen, es dem Bläser nachzuthun, zu äußerst geringer Befriedigung der in Hörweite befindlichen Menschen. Es ist ganz ähnlich in der Welt der Bücher und Reden. Nachdem von einem Tüchtigen ein neues Lied in die Welt hineingeblasen worden ist, pflegt eine Reihe von erfolgbedürftigen geringeren Individuen aufzutauchen, die stoßen hinter jenem her in dasselbe Horn, aber sie wissen ihm weit weniger angenehme Töne zu entlocken.

Die Welt der Berühmten.

Wer unter den Menschen berühmt geworden ist, zahlt diesen Vorzug durchweg mit mancherlei Einbuße.

Dazu gehört auch diese, daß er sich nicht mehr von seinesgleichen umgeben fühlt, daß ihm die meisten ihrem Wesen nach zu unbedeutend und gleichgültig werden, und nur wieder einen Wert gewinnen, insoweit sie vor dem Berühmten sich neigen und ihm huldigen — was doch auch auf die Dauer für niemanden eine erwünschte Beschäftigung ist. Ich kannte wohl einen berühmten Mann, der im Unterschied von so vielen andern niemals von sich selbst zu reden pflegte. Aber er redete doch noch weniger über Wohl und Wehe derjenigen, die um ihn waren; seine Rede handelte immer von anderen Berühmtheiten, weil doch einmal nur diese die Welt bildeten, zu welcher der Sprechende sich innerlich rechnete und die für ihn eigentlich vorhanden war.

Unerwünschte Korrektur.

Alle Tage hört man, wie Schriftsteller oder Künstler von der Kritik in den Ausdrücken reden, in welchen einst unsere größten Geister, von ihrer Mitwelt noch unverstanden, ihrer berechtigten Geringschätzung Luft machten. So wird denn über Befangenheit, Unfähigkeit und Böswilligkeit der Recensenten ein reichliches Maß zusammengeklagt. Sonderbar, und wir andern finden in den öffentlichen Blättern ein endloses Loben der neuen Hervorbringungen, und müssen, wo wir einmal selbst zusehen können, immer wieder die Bekanntschaft der Mittelmäßigkeit machen! Und von den zahlreichen Korrekturen des Urteils, welche die Nachwelt

zweifellos vornimmt, werden nur wenige „Rettungen" sein, für den Rest ist das gewisse Urteil: Schweigen.

Europäischer Pairsschub.

Es ist regelmäßige geschichtliche Entwicklung daß zunächst wenige in begünstigte Stellungen emporsteigen, sich dort gemeinsam befestigen, ergänzen und abschließen, daß aber die Menge nachdrängt und in gewissen Zwischenräumen zu erheblichen Bruchteilen die Schranke durchbricht, in die gegnerischen Linien hineingelangt. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gelang das dem städtischen Bürgertum gegenüber der Ritterschaft, mit der Reformation den Laien gegenüber dem Clerus, mit der französischen Revolution dem dritten Stande — um von geringeren Vorgängen dieser Art zu schweigen. Es erfolgte da gewissermaßen jedesmal (allerdings nicht durch herrschaftliche Entschließung, sondern aus eigener Kraft) ein europäischer Pairsschub. Könnte es zweifelhaft sein, daß nach diesem Gesetze auch noch weitere Entwicklung sich vollziehen werde?

Der Mann und sein Beruf.

Zwischen einem Manne und seinem Beruf besteht in manchem Sinne ein ähnliches Verhältnis wie die Ehe. Nicht bloß darum, daß auch hier ein Bund eingegangen wird auf Lebenszeit, den im Laufe des Lebens zu lösen man nur selten beschließt, oder daß dem Wesen des Be-

rufs wie dem des angetrauten Weibes die Persönlichkeit des Mannes sich angleichen, Opfer ihrer Eigenart und ihrer Neigungen bringen muß, und daß in manchen Fällen die Persönlichkeit innerhalb der Bande des Berufs sich stark und frei genug erhält und in andern von seinen Anforderungen gleichsam unterjocht wird. Sondern noch in anderem Sinne. Oft ist die Wahl mit Begeisterung erfolgt, es schien keine andere neben ihr auch nur in Betracht zu kommen, es hing das Herz daran; und oft auch ist kühl überlegt und berechnet, halb unlustig gewählt, der Bund nüchtern eingegangen worden. Vor allem aber bleibt dem Einen der ergriffene Beruf sein Leben hindurch Poesie, jede weitere Entwicklung läßt ihn nur fester mit dem Herzen verwachsen, sein innerstes Leben ist davon ausgefüllt, er sieht für sich und andere Segen daraus erwachsen. Und dem Andern wird, wie das Weib zur bloßen Wirtschafterin, so der Beruf zur bloßen Grundlage einer Existenz; vielleicht auch schilt er, offen oder für sich, über die getroffene Wahl, er seufzt unter ihren Ansprüchen, er mißachtet sie, er meint, sich thöricht gebunden zu haben. Und meist liegt es doch nur an ihm, an der Schwäche seiner Geistes- und Herzenskraft, wenn das Verhältnis nicht Poesie geworden oder nicht Poesie geblieben ist.

Die wahren Pairs.

„Pair von Frankreich“ wurde man durch Geburt und gelegentlich durch königliche Erhöhung. Fort und fort

giebt es in jedem Lande eine — unsichtbare — Genossenschaft derer, die die Pairs in jenem Sinne der höchsten Vornehmheit heißen könnten. Nur empfangen sie ihre Würde nicht von ihrer Geburt und auch nicht von dem Wohlgefallen des Herrschers. Es sind diejenigen, welche auf allen den verschiedenen Gebieten thätigen, denkenden, gestaltenden Lebens zu unbedingter Selbständigkeit emporgedrungen sind, neue Bahnen eröffnen, neue Gedanken denken, neues Leben gestalten, deren Geist keinen Menschengeist mehr als unbedingte Autorität zu erkennen hat. — Mitunter freilich kommt den Menschen auch eine irrtümliche Ahnung von solcher Pairschaft. Nicht jeder, der es zum Kommerzienrat gebracht hat, darf darum einem großen Dichter vertraulich auf die Schulter klopfen.

Handarbeit und Geistesarbeit.

Der Arbeiter mit der Hand kann die Genugthuung haben, daß das, was er in einer bestimmten Zeit leistet, zweifellos etwas Positives ist; bei dem geistigen Arbeiter bleibt dies oft ganz fraglich.

Der Strich des Geigers.

Wie der Geiger die Violine hält und den Bogen führt, mit welcher Geschwindigkeit ihm seine Finger dienen, wie er Läufe und Schwierigkeiten beherrscht, wie er die Tonwerke auffaßt, welche Stücke, welche Meister

er am liebsten studiert, am besten vorträgt, das und anderes sind teils kleine, teils große Stücke an seinem Geigertum. Aber neben alledem redet man noch von etwas ganz Eigenartigem, von seinem Ton, von seinem Strich. Es giebt viele andere Berufsarten, die von dem des Musikus außerordentlich weit abliegen, und bei denen man doch in der Art der Berufsführung neben allem Großen und Kleinen der Auffassung und Ausübung auch noch etwas finden muß, was dem „Strich" beim Geigenspiel parallel geht. Das ist so insbesondere überall da, wo in Menschenbehandlung die wichtigste Seite des Berufs sich erfüllt. Er kann nicht von Anfang an vorhanden sein, er wird auch nicht durch Zeit und Übung von selbst gewonnen, er läßt sich vielleicht ein wenig nachahmen, aber nicht übertragen, nicht eigentlich lehren; er muß der Persönlichkeit aus den Fingern und der Seele erwachsen, der gute, volle, weiche und doch kräftige Strich! Aber es bedarf seiner, wer ein Künstler, ein wahrhaft Könnender sein will auf irgend einem Gebiete, auch auf solchen, bei denen man gar nicht von Kunst zu sprechen pflegt, sondern nur von Amt oder Praxis oder Dienst oder Arbeit.

Berufsthätigkeit.

Schön ist das Leben in Kunstbethätigung und Kunstverständnis; aber auch das Aufgehn der Seele in bescheidener, doch sicher wertvoller Berufsarbeit ist schön — und ist jenem nicht so ganz unähnlich; denn auch da

erwächst aus Verstehen und Können ein edles Genießen seiner selbst.

Die akademischen Berufsarten.

Trotz aller Veränderungen unseres Kulturlebens stehen die vier alten akademischen Berufsarten noch immer in einem fast unerschütterten Ansehen. Das ist gewiß zum Teil nur Fortwirkung altgewohnter Anschauungen, und im einzelnen von viel Ungerechtigkeit und unbegründetem Hochmut nicht lösbar. Ein Gesichtspunkt aber ist freilich, unter welchem jene Berufsarten eine besondere Vornehmheit für sich in Anspruch nehmen mögen. Sie sind diejenigen, welche zum Objekt ihrer Thätigkeit die Menschen haben, und zwar nicht etwa bloß als Masse oder zum Zweck der massenhaften Zusammenwirkung, sondern die Menschen als Individuen!

Einwirkung auf das Seelenleben.

Auf das innerste Seelenleben anderer unmittelbar einzuwirken, dieses Vermögen ist nur einer kleinen Minderzahl der Menschen beschieden. Gewiß nur solchen, die selbst ein reiches und starkes Seelenleben haben, aber auch denen keineswegs insgesamt. Keinem dürfte diese Gabe fehlen, der zum Erzieher berufen sein will.

Bedürfnis der Begeisterung.

Die wertvollste Eigenschaft der eben erwachsenen Jugend ist ihre Fähigkeit zur Begeisterung, ja ihr Bedürfnis sich zu begeistern. Daß dasselbe auf wahrhaft begeisterungswürdige Gegenstände gelenkt und an ihnen geläutert und weiter genährt werde, ist wichtige Aufgabe der geistigen Erziehung. Wird das versäumt, so erlischt jenes Bedürfnis darum nicht, aber es heftet sich an rein äußerlich imponierende und innerlich geringwertige Dinge, an denen es geradezu einfältig erscheint.

Erziehung als Kunst.

„Unserer modernen Erziehungskünstler" wird gegenwärtig zuweilen in guten Büchern oder in schlechten Gesprächen mit Ironie Erwähnung gethan. Daß man auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts heute weiser und geschickter sein wolle als vordem, daß man aber den guten natürlichen Weg verloren habe gegenüber einem zweifelhaften oder verworrenen, das ist ja wohl der Sinn jener Spötterei. Wahrscheinlich liegt solcher Auffassung eine sehr ungenügende, beschränkte Sachanschauung zu Grunde, vielleicht auch nur Voreingenommenheit und Verstimmung. Doch sei die Wirklichkeit wie sie wolle, gewiß ist, daß das Erziehen — das öffentliche Erziehen vieler insbesondere — als eine Kunst aufgefaßt und angestrebt werden muß, und daß nur, wenn der damit Betraute sich selbst gleich einem Künstler dazu ausbildet, sein Werk wohl gethan wird.

Es ist nicht alles Kunst, was von „Künstlern" getrieben wird. Aber manches darf Kunst heißen, was nach herrschender Anschauung mit diesem stolzen Namen gar nichts zu thun hat. Kunst bedeutete ursprünglich nichts als Können, und späterhin das persönlich eigenste, empfindend schaffende, schöne Können. Man dürfte von der Kunst des Gärtners reden, der organisches Leben zu beobachten und, je nach Wahrnehmung und Empfindung eingreifend, schönes Leben hervorzurufen oder zu fördern hat. Und mit dem Erzieher der Menschen wäre es ja wohl etwas Ähnliches.

Reinheit unter den Reinen.

Wir vermögen nicht, oder doch nur sehr schwerlich, in dem mannigfachen Kampf des Lebens, in dem reibenden Verkehr der Erwachsenen miteinander, uns so rein, so echt zu bewahren, wie wir möchten oder sollten; um uns und in uns wirken da zu starke, schädigende Mächte. Aber in unseren Beziehungen zu der Jugend, zu dem Kindesalter insbesondere, das selbst noch wesentlich rein und klar und durchsichtig ist, können auch wir uns recht wohl klar und rein bewahren. Vor den jungen Seelen soll keine Beugung unter die Tyrannei der Lüge, keine Unechtheit des Wortes, keine berechnende Überlistung stattfinden, nicht all der geheime Krieg, der das Leben der Ausgereiften durchzieht. Wir vermögen ihnen wirklich die Götter zu sein, als die wir von ihnen empfunden werden. Und die Kinder ihrerseits können uns Engel sein auch darin, daß sie uns zur eigenen

Läuterung verhelfen, daß wir um ihretwillen etwas himmlischer werden.

Ich-Naturen.

Es giebt Naturen mit stark entwickeltem Ich, die darum doch nicht als Egoisten zu bezeichnen, sondern gelegentlich größter Hingebung fähig sind, bei denen sich aber eine so große Empfindlichkeit des Herzenslebens und eine so zärtliche Pflege dieses eigenen Herzenslebens findet, daß sie ihr Innerstes alle Augenblicke in einer gewissen Spannung zur umgebenden Welt fühlen. Diese werden niemals reif, um Erzieher sein zu können, selbst da nicht, wo die Natur sie zur Erzieherrolle berufen hat.

Berechtigte Parteilichkeit.

Unter den öffentlichen Lehrern ist es eine gemeine Klage, daß die Eltern für ihre eigenen Kinder zu leicht Partei nehmen, sie zu günstig oder zu schonend beurteilen. Und manche spöttische Bemerkung wird dieser Zärtlichkeit gewidmet. Aber doch ist es nur natürlich und gut, daß die Eltern sich recht voll in die Seelen ihrer Kinder versetzen und von da aus die Vorgänge deutlicher als andere verstehen wollen, und es ist das, wenn auch kühle Objektivität dabei verletzt wird, nicht zu mißgönnen. Denn es ist das Glück der Kinder und soll es bleiben, daß jemand allezeit bereit ist, sich in ihre Seele zu ver-

setzen. Wem das vom Schicksal vorenthalten ist, dem fehlt des Kindesalters bester Sonnenschein.

Aufgaben und Kräfte.

Im Laufe des Lebens lernt man immer mehr erkennen, wie weit die Menschen im ganzen unter der Höhe ihrer eigentlichen Aufgaben bleiben, und während die letzteren aufrecht erhalten werden müssen, sinkt natürlich die Schätzung der ersteren. Der Erzieher der Jugend aber, der das in Wahrheit ist, erkennt im Laufe der Zeit — wenn er viele Generationen von Zöglingen ausgebildet hat — immer deutlicher, wie natürlich die Verfehlungen derselben sind, wie sie nur dem Maße ihrer Kraft und Reife entsprechen, und während er seine Anforderungen in der Stille ermäßigt, steigt bei ihm die Schätzung der jugendlichen Personen, die er zum Beginn seiner Laufbahn so voll des Tadelnswürdigen fand.

Die Menschenkenner.

Unter einem Mensch nkenner versteht man im allgemeinen denjenigen, der h nter die Schliche der Menschen gekommen ist, der ihre versteckteren Motive durchschauen gelernt hat, die Beimischung des Selbstischen allenthalben hindurchmerkt, dem die heimliche Berechnung, die kleinen Heucheleien, alle die schwachen Seiten der Menschen bekannt sind. Aber es giebt noch eine andere Menschenkenntnis, die auch das den menschlichen Seelen ver-

bliebene Reine als solches erkennt und würdigt, die das natürliche Werden und Gewordensein vor Augen hat, die unterscheidet und jedem sein Recht läßt. Jene Menschenkenntnis macht wohl selbstzufrieden und oft selbstgefällig, aber diese macht wirklich überlegen und damit auch glücklicher. — Der letzteren bedarf auch, wer erziehen will; wer auf die erstere zu bauen gedenkt, verdirbt sein eigen Werk.

Verschiedener Lohn.

Dem Lehrer wird kein Lorbeerkranz gereicht, und kein Heiligenschein webt sich um sein Haupt; weder übertragen in Andacht verzückte Zuhörerinnen die Inbrunst ihrer Seelen auf seine Person, noch jauchzt ihm ein in Kunstgenuß zerfließendes Publikum Beifall zu. Aber er kann das gut entbehren, wenn er der stillen, reinen Anhänglichkeit jugendlicher Seelen sicher wird, die tiefer gegründet und fruchtbarer und in allem wertvoller ist als jene gefährlichen Huldigungen. Auch um sein Haupt schwebt dann in der Erinnerung vieler ein schönes Licht.

Reiche Entwicklung.

Die meisten Menschen nehmen nur während eines ersten, mäßigen Teiles ihres Lebens eine geistige Entwicklung, die Entfaltung heißen kann (denn vieles, was Entwicklung genannt werden mag, ist nur Veränderung). Sie füllen dann gewisse Stellungen in der Gesellschaft

aus, wie kleine Kapitalisten, die ihr Auskommen haben, oder wie gemeine Soldaten im Heere — obwohl ihre Lebensstellung vielleicht viel höheren Glanz aufweist. Andere sind, welche bis zur Höhe des Lebens neue Kräfte verwirklichen, neue Seiten herausbilden, auch neue Aufgaben sich stellen und lösen, oder doch alles zeitig Geleistete leichter, sicherer, voller leisten. Manche auch steigen gleichsam ihr ganzes Leben lang empor; jedes neue Lustrum bringt ihnen helleres Licht, tieferes Fühlen, reineres Können. Sie sind wie jene edlen Blumen, bei denen die Öffnung des verborgenen Inneren sich ruhig und allmählich, in anmutender Abstufung vollzieht, und mit der vollendeten Entfaltung zugleich das Ende der Blüte sich ankündigt.

Schicksal, Menschenwert.

Schicksal und Persönlichkeit.

Man kann an sich und anderen beobachten, daß die Seele gegenüber großen Schlägen des Schicksals mehr Halt zu bewähren pflegt als gegenüber den kleinen Reizungen, Ärgernissen und Verlusten. Es ist ganz so, wie wir bei Hautwunden am ehesten einen Schrei ausstoßen. Aber ein anderes Bild noch bietet sich dar. In jenen Momenten großen Leides muß eben das Gewicht der ganzen sittlichen Persönlichkeit gegen die Last des Schicksals in die Wagschale gelegt werden, und vermag dieselbe — wenn in der Stille echte Stärke sich entwickelt hat — wohl aufzuwiegen, während alle die niederfallenden kleinen Gewichte ein unbehagliches Schwanken der Wage bewirken.

Träumen und Grübeln.

Den Glücklichen wie den Unglücklichen entrückt ihr Geschick leicht der umgebenden Wirklichkeit. Aber bei

jenem ist es dann ein Träumen, bei diesem ein Grübeln. Ein Bleigewicht zieht den einen in die Tiefe nieder, wo leichte Wolken den andern emporheben.

Verscheuchen und Überwinden.

Wir lachen sehr überlegen, wenn wir als Kinder zum erstenmal die Geschichte vom Vogel Strauß hören, der vor der unentrinnbaren Verfolgung das Haupt im Sande birgt. Aber es ist nur die Minderzahl der Menschen, welche nicht nachher ebenso thut wie der geistlose Vogel. Nicht an das drohende Schlimme denken, die trüben Erwartungen verscheuchen, Zerstreuung der Gedanken suchen, so lange als es geht: das ist die Weisheit, die man einander predigt und möglichst befolgt. Aber das Bild der Sorge, so vom hellen Auge weggescheucht, kehrt immer als Gespenst urplötzlich zurück, und hält die Seele in einer kläglichen Abhängigkeit. Nur wenige thun das Entgegengesetzte, nämlich der Gefahr oder Sorge so lange fest ins Angesicht zu sehen, bis sie der Seele ganz vertraut geworden ist. Wenn darüber Stunden unbefangenen Genusses verloren gehen, so wird diejenige Stärke gewonnen, welche allein Dauer behält, welche allein auch wirklich obsiegen kann über das Leid, wenn es kommt.

Sonntagsschmerzen.

Wie vielen menschlichen Schmerzen haben die Dichter aller Zeiten und Zungen Ausdruck geliehen!

bald unmittelbar, wie sie die eigene Brust durchzogen, bald in ergreifender Darstellung an fremden Gestalten! Die ganze unselige Mannigfaltigkeit menschlicher Leiden ist doch wohl in ihren Werken erschöpft! Und doch sind das alles nur sozusagen die Sonntagsschmerzen des menschlichen Geschlechts, diejenigen, denen um ihrer klaren Größe oder reinen Tiefe willen noch etwas Festliches anhaftet. Die Wirklichkeit bietet neben diesen hundertfache Pein, die zu gemein und zu häßlich ist, um in das künstlerische Weltbild aufgenommen zu werden.

Verschiedene Wolken.

Freilich giebt es kein Menschenleben, über dem sich dauernd ein heiterer Himmel wölbte. Über seinem Haupte sieht jeder oft genug Gewölk, und ist unzufrieden, wenn andere es nicht sehen, nicht achten wollen. Aber der Unterschied für die Einzelnen ist groß genug, er ist ganz so, wie wir ihn im wirklichen Luftraum über uns kennen. Dem einen ist doch ein Tag gegönnt von schöner Bläue, die erscheinenden Wolken verdecken nicht allzuviel, sie haben nicht gar dunkle Farbe, sie ballen sich nicht dick zusammen, sie lassen das Blau nur um so lieblicher wirken, und das Bild der ganzen Landschaft erhält nur um so kräftigere Farbe, um so festere Linien. Und andere sind, über deren Haupt zerrissene Wolken sich jagen, tief grau und schwarz, nicht auf blauem, sondern gleichmäßig fahlem Hintergrund; hie und da wollen die Massen sich zerteilen, auf einen Augenblick

scheint des Himmels Farbe auch für dieses Leben durchscheinen zu sollen, aber rasch zieht sich der schwere Vorhang wieder zu; was vorüberzog, wird jäh durch neue Massen von Dunkel abgelöst, unheimliches Gelb taucht auf neben dem tiefen Schwarz, daß das Herz erbebend der Katastrophen harrt, die unentrinnbar drohen; und der Lebenstag geht so zu Ende.

Neuer Verlust.

Wer viel verloren hat, mag doch zuletzt die Kraft zum Verschmerzen gefunden haben und eine Art von bescheidenem Frieden. Aber wenn ein neuer Verlust ihn befällt, dann wachen auch die Schmerzen um die früheren wieder auf, die Seele muß dann neu die Gesamtheit des Erlittenen durchkosten.

Teilnahme.

König Amasis von Ägypten, der seinen Gastfreund Polykrates verläßt, um nicht mit ihm einem bösen Geschick zu verfallen, erwirbt nicht grade das Wohlgefallen der jungen Seelen, denen seine Geschichte zuerst bekannt wird. Er kennt nicht warme Anhänglichkeit, er hat ein ängstlich Herz, er ist augenscheinlich ein Philister. Und über seine abergläubischen Vorstellungen sind wir ganz und gar erhaben! Aber man kann doch auch in unserer Welt manches beobachten, was an des Amasis Empfindungsweise erinnert. Wen herbes Unglück traf, dem widmen seine Freunde ihr treuliches Beileid. Trifft ein

Schlag von ungewöhnlicher Schwere, so wird in der That auch ungewöhnlich volle und ausgebreitete Teilnahme fühlbar. Aber wenn die Furchtbarkeit des Geschickes die erträglichen Grenzen ganz übersteigt, so wird es den Bekannten unheimlich und unbequem, mit den Heimgesuchten in Beziehung zu stehen, und sie meiden in verlegener Kühle die Berührung. Die allerschwerste Schmerzenslast muß freundlos getragen werden.

Wollust im Schmerz.

Großer Schmerz ist nicht dasjenige, was die Seele eigentlich elend macht. Ihr bleibt da eine Art von Wollust, daß sie ganz hingegeben ist an die eine Empfindung, ganz mit sich selbst eins ist.

Vergangenes Leid.

Es giebt vergangenes Leid, von dem mit Wahrheit gesagt werden kann, daß die Erinnerung daran nun angenehm sei. Es bedeutete nur Dunkel, dem das Licht um so freundlicher folgte, nur Prüfung, durch welche die Kraft gestählt wurde, nur Entbehrung, durch welche nachfolgender Genuß sich erhöhte. Aber es giebt andere Schmerzen des vergangenen Lebens, die zu Zeiten vergessen werden können, aber immer wieder aufleben mit der alten Pein, „deren Wurm nicht stirbt und deren Feuer nicht auslischt“, so lange das Leben dauert.

Wellenringe.

Nicht in dem Augenblick, da der Stein in das Wasser niederfällt, geraten seine Wellen in merkliche Bewegung; erst nach und nach bilden sich die schwankenden Kreise, mit tiefen Furchen und immer weiterem Umfang, bis der ganze Wasserspiegel erzittert. So ist wohl die menschliche Seele, die von einem jähen Schlage betroffen wird, in dem Augenblicke in kaum merklicher Erregung, erst nach und nach durchdringt seine Wirkung das Innere, und bis die Schwingungen des Schmerzes auf ihre Höhe gekommen sind, vergeht auch hier eine gewisse Zeit.

Frostige Beglückung.

Es scheint so schön und so möglich, das Glück seiner Seele zu gewinnen aus dem begeisternden Anschauen des Schönen, das die Kunst uns bietet oder die Natur, und nicht wenige, deren Weg seitwärts von den hübschen Gärten und belebten Märkten des vollen Menschenlebens hinführt, und die doch nicht mitleidswürdig vor sich und andern dastehen möchten, wollen eifrig an jener Quelle schöpfen. Aber sie finden für ihr Leben doch im Grunde nicht mehr als die helle Sonne eines Wintertages, vor der zeitweilig der Nebel gewichen ist und der Boden ein wenig schmilzt, die aber nichts durchwärmt und nichts Lebendiges sprießen läßt. Nur von Menschen kann der Mensch eigentliches Glück empfangen.

Rezept zum Frieden.

Wir alle hatten in der Kindheit einen Zeitpunkt, wo wir einen tiefen Schmerz darüber empfanden, daß wir nicht fliegen könnten, daß wir das nimmer vermögen sollten. Auch tröstete es uns dabei nicht, daß die anderen Menschenkinder es ebensowenig vermochten, konnten es doch die Vögel alle! Nach und nach aber fanden wir uns in diese Entbehrung. Wem nun später sein Geschick etwas vorenthält, was die andern besitzen, wem es eine schöne Kraft versagt, ein Gebiet des Glückes verschließt, das so vielen Mitgeschöpfen offen steht und dessen sie fröhlich genießen, der muß nur denken, daß das wieder eine Art des Fliegens sei, und daß zu fliegen ihm nun einmal nicht verliehen sei, daß die andern eine andere Klasse von Wesen bilden, die eben fliegen können, daß er sich zu ihnen verhalte wie der wandelnde Mensch zum fliegenden Vogel. Und dann findet er an dem Loose eines solchen flügellosen Menschen wohl doch auch noch des Guten genug, wenn auch nur dies, daß er in seiner äußeren Beschränkung und Hemmung sein Innenleben um so besser ausgestalten könne.

Dauer des Empfundenen.

Alles einmal wirklich und voll Empfundene ist gewissermaßen unvergänglich; auch nach dem Zwischenraum fast eines ganzen Menschenlebens ist es oder wird es wieder gegenwärtig, nicht bloß dem Gedächtnis, das auch Äußerlichstes festhält, sondern der Seele: es wird neu

so klar und echt empfunden wie ehedem. Die Zeit, die Körper und Gedanken umgestaltet, bedeutet für dasselbe nichts. Hier ist eine Ahnung der Unsterblichkeit.

Zauber der Heimat.

Fürwahr, wir sind nicht freie Geister, sondern Söhne der Erde, und das Stück Erde, dem wir entstammen, behält eine Wunderkraft über unsere Seele. Sie zeigt sich nicht bloß in dem Weh, daran Kinder und einfache Menschen in der Fremde leiden. Wenn dein Geist sich weit über diese Stufe der Gebundenheit erhoben hat, wenn du fast ein ganzes Leben draußen zugebracht hast, wenn dir in der Heimat alle Blutsverwandte gestorben und alle Freunde geschwunden sind, wenn dort kein Angesicht dich mehr grüßt und kein Menschenherz von dir weiß, wenn du auch eine neue Heimat dir gewonnen hast, mit der dein Sinnen und Streben ganz verwachsen ist, in der viel Freundschaft dich umgiebt: kehre einmal wieder in das alte Land, höre die Kirchenuhr schlagen, sieh den Bach fließen und die Bäume im Winde wehen, stehe vor dem Hause, darin du aufwuchsest, und du möchtest dich niederlegen auf den Boden, möchtest von der teuren stummen Umgebung nicht mehr lassen; all dein Leben draußen erscheint dir wie ein wirrer Traum, aus dem du jetzt erwachest; hier nur wäre deine wahre Statt, hier nur Friede; du möchtest hier sterben.

Schönheit und Idealismus.

Es giebt eine körperliche Schönheit, die nur in den Farben und dem frischen Schmelz der Jugend beruht und rasch zerrinnt, wenn die guten Jahre verstrichen sind. Und es giebt ihr gegenüber eine Schönheit, die in Bau und Linien, und dazu in Blick und Bewegung, womöglich im Zusammenstimmen von körperlicher Erscheinung und seelischem Gehalt beruht; und diese vermag die Jahre ganz zu überdauern. So giebt es einen Idealismus der Gesinnung oder Empfindungsweise, der nur ein Ausfluß jugendlicher Weltanschauung ist und mit den Erfahrungen und in dem Kampf des Lebens rasch sich verflüchtigt. Der rechte Idealismus aber bewährt und vertieft sich erst in diesem Kampfe; er wird gleichsam im Feuer geglüht und leuchtet um so schöner, je mehr Dunkel ihn umgiebt.

Wirkung des Edlen.

Einen edlen Menschen neu kennen zu lernen, oder einen Menschen nur edel kennen zu lernen — welch ein unschätzbarer Gewinn für die Erziehung der eigenen Seele!

Ohne Milde.

Ein Weib ohne Milde ist gewissermaßen immer eine Mißbildung der Natur. Doch wird uns das Herz ja nicht ganz von der Natur gegeben. Wir haben es

zu einem guten Teil uns selbst zu bilden. Die milden Regungen sind kaum einem versagt; sie können wohl durch furchtbare Härte des Geschicks erstickt werden; aber wie oft läßt man sie leichtfertig überwuchern von all den gemeinen Stimmungen, die in der Seele aufgehn wollen! Und so treten sie uns zu Hunderten entgegen, die Frauen mit engem, trockenem Gemüte, immer starrer, herber, männischer geworden im Laufe der Jahre. Vermag das Weib, seine Frauenunschuld durch viel Versuchung hindurch zu bewahren, und hält es nicht für ebenso wert und ebenso selbstverständlich, daß es sein weiblich Herz hindurchrette, nämlich die stete Güte, zu der der Himmel es bestimmte?

Jungfräulichkeit.

Man gewahrt es mit Freuden, wenn hie und da ein Mann bei voller Reife des Wesens ein wenig von der Kinderseele sich bewahrt hat, oder wenn einem Greise das feurige Fühlen des Jünglings nicht verloren gegangen ist. Aber schöner als beides ist es, ein Weib zu sehen, das als Gattin und Mutter sich die holde Jungfräulichkeit der Seele bewahrt hat, das keusche Verschließen des inneren Herzenslebens vor dem ungeweihten Blick der Welt, den reinen Aufblick der Seele zu dem Hohen und Heiligen, das zarte Bangen vor der Berührung des Gemeinen und Frivolen.

Beseelung.

Es ist eine schöne Kraft der Liebe, daß das Körperliche der geliebten Persönlichkeit sich vor ihr und durch sie ganz verklärt, daß es zum Liebenswerten wird, obwohl es nur körperlich ist und nicht seelisch und von der Liebe, die seelisch ist, scheinbar nicht erreicht werden kann. Den Rohen freilich gilt das als thörichte Verirrung, was doch freundliche Wirkung einer wunderbaren Kraft ist.

Zärtlichkeit und Selbstsucht.

Wo die Zärtlichkeit der Glieder einer Familie gegeneinander gar zu groß und ihr Schmerz über einen Verlust gar zu weich ist, da verbürgt das keineswegs schon eine höhere Entwicklung des Herzenslebens, sondern oft nur eine Art von vertiefter Selbstliebe, die zu gesteigertem Zärtlichkeitsbedürfnis einerseits und andrerseits zu geringer Widerstandsfähigkeit der Seele gegen Leid und Einbuße führt.

Im Spiegel.

Wer sich im Spiegel beschaut, sieht sein Angesicht im Zustand voller Ruhe, meist mit dem Ausdruck freundlicher Zufriedenheit; keine störende Empfindung zuckt darüber hin; keine unschöne Bewegung, keine häßliche Gewöhnung bricht durch; kein Kampf, kein Gegensatz gegen Fremdes malt sich, und so muß der Beschauer immer sich verhältnismäßig recht schön vorkommen. Aber

im Grunde weiß er nicht, wie er aussieht für die Menschen der Umgebung, die ihn in allen jenen bewegten Zuständen sehen. Und ist es nun ein Wunder, wenn wir ebenso zur wirklichen Erkenntnis unseres Inneren kaum jemals gelangen, da wir natürlicherweise so viel mehr Harmonie bei uns finden, als wir der Welt gegenüber bewähren?

Peripherisches Seelenleben.

Die meisten Handlungen der Menschen gehen nicht aus dem Centrum ihres Herzens hervor, und darum sind unter denselben so viel Widersprüche möglich. So dringen auch die meisten Eindrücke nicht hinein in das Centrum, und unter den Freuden diejenigen nicht, die man in Gestalt von Genüssen sich selbst sucht.

Der Schwanenhals.

Nicht immer zeigt der Schwan einen „Schwanenhals“, zuweilen streckt er in einer langen, geraden, unschönen Linie den Hals empor, rudert so recht anmutlos über den Teich und verstimmt die Zuschauer, die für seine reizvollen Linien schwärmten. Und doch ist das nur sein gutes — Schwanenrecht, und auch von Menschen sollte man nicht fordern, daß sie in jedem Augenblicke ihres Daseins voll Schwung der Seele seien, selbst nicht von denen, die berufen sind, das Idealste zu vertreten. Es ist doch ihr Bedürfnis und ihr Recht,

auch einmal gewöhnlich zu sein. Aber sie sind es, wie der Schwan, nur zu Zeiten.

Fähigkeit und Leistung.

Wer eine wertvolle Leistung, wenn auch mit mühseligem Ringen, zustande gebracht hat, der darf immer im stillen stolz darauf sein. Daß du dies und jenes oder alles Mögliche kannst oder könntest, daß du vielleicht spielend Schönes zu leisten vermöchtest, das mag dich eitel machen, aber einen Anspruch auf Besseres giebt es dir nicht.

Umschlag und Gewinn.

Dem großen „Umschlag" in einem Geschäfte entspricht bekanntlich noch keineswegs mit Sicherheit ein großer Reingewinn. Aber noch viel weniger gilt es auf dem Gebiete des seelischen Lebens, daß der Summe der Eindrücke, der Erlebnisse, der Lehren und Erfahrungen, der Anregungen und Einwirkungen, der Freuden und Genüsse — was alles zusammengenommen man wohl den geistigen „Umschlag" nennen könnte — das Maß des wirklichen Gewinns an Wert und Glück irgendwie entspräche.

Sinnenglück und Seelenfrieden.

Daß dem Menschen „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden die bange Wahl" zu treffen sei, wie viele

Tausende immer wieder müssen es, in entscheidenden Stunden, erfahren und empfinden! Aber doch ist Seelenfrieden nicht bloß zu gewinnen durch herbes Verneinen der Sinnlichkeit und ihrer Rechte; auch ist dieser Frieden nimmer von sicherem Bestand. Keine Bürgschaft, daß die scheinbar ertötete nicht wieder auflebe und häßliche Rache nehme! Daß das seelische Leben seinerseits sich recht reich und voll und stark entwickle, daß es innerhalb der Persönlichkeit eine Macht werde, stärker als das andere, das doch auch Macht bleibt, das ist die edle Lösung dieser über allem menschlichen Glück und Wert schwebenden Frage.

Gesuchter und gefundener Ruhm.

Wer den Ruhm als solchen früh erträumt und gesucht hat, dem wird er wohl dann, wenn er ihm zu teil geworden ist, zum leeren Schatten zusammenschwinden. Wer aber sich selbst für die Aufgaben der Welt heranbilden und von Tag zu Tag das Mögliche thun wollte, dem wird, wenn dann Erfolg, Anerkennung, Ehre, Ruhm ihm beschieden ist, das eine freundliche Bestätigung des errungenen Wertes und damit ein Gut mehr sein. Ihm scheint die Sonne golden auf das Feld, das er in Treue bebaut hat. Aber nur zur Sonne aufschauen und womöglich auffliegen zu wollen, das kann schließlich nur ein Gefühl geblendeter Sinne und schwindelnden Kopfes geben.

Harmonische Persönlichkeiten.

Man trifft Personen, von denen man nach kurzem Verkehr das Gefühl erhält, daß man sie eigentlich schon längst kenne. Das sind vielleicht nur sehr gewöhnliche Naturen, deren Ebenbild wirklich schon hundertmal unsere Wege kreuzte. Vielleicht auch besonders einfache und durchsichtige. Aber am vollsten und schönsten geben uns jenes Gefühl solche Persönlichkeiten, bei denen weder Eigenart noch Reichtum des Wesens fehlen, deren ganzes Sein und Thun aber eine schöne Harmonie empfinden läßt. Alle Fremdheit, die doch nur eine Art Unklarheit ist, wird durch das Wiederklingen dieser Harmonie in unserer Seele überwunden.

Aus den Augen, aus dem Sinn.

Wer ist schuld daran, wenn es zutrifft, daß „aus den Augen" auch „aus dem Sinne" sei? Nicht immer der, dem die nicht mehr geschaute Persönlichkeit nun aus dem Sinne schwindet. Oft bot sie eben dem inneren Sinn zu wenig, um darin weiter eine Stätte zu haben! Und es trifft denn auch wohl ganz das Gegenteil ein: manche Personen gewinnen nach der Trennung in unserm inneren Sinne immer schönere, liebere Gestalt; immer erwärmender wirkt ihre Erinnerungsnähe, immer treuer müssen wir sie da hegen. Solche bedeuten in ihrem Wesen mehr, als zu der Zeit fühlbar zu werden vermochte, da sie noch in unsern Augen waren.

Ein Sternenhimmel.

Wer im Laufe seines Lebens viele echte Freunde gewonnen hat, blickt wohl im Geiste wie zu einem sternenreichen Himmel auf, der sich über seinem Dasein wölbt. Jeder einzelne ist fern und doch vertraut, und sendet ein mildes Licht herüber. Sie alle vermögen nicht den Sonnenschein des Glückes zu ersetzen, aber eine Art von Frieden kann die Seele aus ihrem Anschauen empfangen.

Schlummernde Freundschaft.

Es ist weder ein Unglück noch ein Verrat, wenn eine Freundschaft zuweilen auf einige Zeit einschlummert; ja, den meisten Freundschaften bekommt ein solcher zeitweiliger Schlummer recht gut, während warme Herzlichkeit nach der Natur der Dinge oder der Menschen ununterbrochen selten besteht, vielmehr leicht gelegentlichen Erschütterungen oder einem allmählichen Erkalten unterliegt. Aber wie der Schlummer die Lebenswärme erhöht und die Lebenskräfte erfrischt, so ist eine Freundschaft, die nur zeitweilig etwas einschlief, dann, wenn der rechte Augenblick kommt, gleich wieder wach und frisch, und die inneren Beziehungen von früher her leben leicht und kräftig wieder auf.

Die Probe.

Wenn die Weisheitssätze des großen Haufens nicht immer wieder bereitwillig aufgenommen und nachge-

sprochen würden, so hörte man es schwerlich so häufig sagen, daß Freunde in der Not das seltenste Ding seien. Aber wenn du wirklich üble Erfahrung gemacht hast, so fragt es sich: wer hieß dir denn Freund, und welche Grundlage eurer Freundschaft habt ihr denn gemeinsam gelegt? Diese eben wird in hundert Fällen ganz nichtig sein, und dann kehrt sich der üble Ausgang der Freundschaftsprobe gegen dein eigenes Wesen und Getreibe.

Schätzung der Wohlthaten.

Menschen sollen Wohlthaten schätzen nach dem, was sie ihnen wert sind; Gott mag sie wägen nach dem, was sie den Spendenden gekostet haben.

Lieben und Hassen.

Man könnte die Menschen einteilen in solche, die besser lieben können als hassen, oder besser hassen als lieben, oder die gleich gut zu hassen und zu lieben vermögen, oder weder zu hassen noch zu lieben. Die erstgenannte Klasse stellt dann gleichsam die wirklich gute Gesellschaft dar, und die letzte das arme Spießbürgertum. Es giebt auch einige Menschen, die nur zu lieben vermögen und immer wieder zu lieben; diese sind wie Könige unter den Erdenkindern, von Gottes Gnade gesandt, und sie üben eine linde, unmerkliche Herrschaft. Aber sie bleiben eben allein auf ihrer Höhe, zu der aufzusteigen der ungeheuren Mehrzahl nicht beschieden ist.

Nach dem Falle.

Wenn edelgeartete Naturen der Sünde erlegen sind, so werden sie traurig und milde; die gemeinen aber neigen dann zur Verhöhnung menschlicher Tugendkraft.

Unauslöschlich.

Wenn ein Mensch, der einst gut war, sich zum Schlechteren gewandelt hat, dann ist das Gute von ehedem für das Urteil der Mitmenschen ganz hinweggenommen; nicht was er war, hat irgendwelche Geltung, sondern nur was er nun geworden ist, und die Erscheinung des Besseren an ihm war eben — nur Schein. Er selbst hat sein älteres Bild nun ausgetilgt. Aber, es giebt gewiß ein höheres Urteil. Dort, wo es eine Zeit nicht giebt und wohin keine Täuschung reichen könnte, dort oben wird alles, was einer von uns je gewesen und geworden ist, in einem einzigen Bilde geschaut werden. Da werden die reinen Züge und die hellen Farben nicht — wie für das Auge der Menschen — ausgelöscht durch das Häßlichere, das dann folgte; da erscheint alles und gilt alles, und oft mag das nun für die Welt zugedeckte Gute hell hindurchstrahlen durch das Böse, das sich darüberlegte.

Aufblick.

Manches Menschenauge erscheint, so lange es gerade aus oder um sich schaut, nur gewöhnlich, aber wenn

es emporblickt, dennoch wahrhaft schön. So wird wohl auch die Seele, die in all ihren irdischen Beziehungen nur gemeinen Wert zeigt, doch, wenn sie es vermag, zum Himmel sich emporzurichten, von droben angeschaut der Schönheit nicht entbehren.

Reiche Abtönung.

Wie auf das gleichmäßig volle und saftige Grün in schöner Herbstzeit die in allen Tönen spielende Färbung des Laubes folgt, so vermag wohl auch dem inneren Leben des Menschen ein Herbst von ähnlichem Reichtum zu erstehen. Auf die starken vollen Empfindungen des grünenden Laubes folgt nach manchem Wetter und Wandel die Fähigkeit, das Verschiedenste in sich abzuspiegeln, ohne Verlangen, in Ruhe, nicht ohne Reiz und Glück, und vielleicht nicht ohne Freude für den, der hineinschauen mag.

Reichtum des Alters.

Die meisten Menschen fürchten sich vor dem Älterwerden deshalb, weil es ihnen nur ein allmähliches Verarmen ist, ein Ärmerwerden an Genußfähigkeit, an schönen Träumen, an reinem Wollen, an Glauben und Vertrauen. Aber die edlen Seelen gewinnen im Laufe ihres Lebens mehr als sie verlieren; selbstloser und damit freier wird ihr Empfinden, der seltenere Trank der Freude wird ihnen um so lauterer, und im Innern bergen sie als unverlierbaren Schatz ein goldenes Er-

innern. Köstlich aber ist das Alter dessen, der in vielen Jahren viele Menschen gewonnen hat, die er nun lieben kann.

Herbstgewinn.

Als das Laub voll und grün war in meinem Garten, freute ich mich seiner und sah mit Unlust der Zeit entgegen, wo es abgefallen sein und die Bäume und Sträucher kahl dastehen würden. Nun ist diese Zeit da, und ich finde, was mir zuvor nicht in den Sinn gekommen war: zwischen dem nackten Geäst schaue ich nun frei hindurch auf das Land, das dahinter liegt, und vermag wohl um des weiteren Ausblicks willen der Reize der unmittelbaren Nähe zu entbehren. Und zugleich wird mir das alles zum Bilde, da noch anderes Grün für mich vergangen ist und auch da ein Gewinn sich einstellt: denn der Geist ist freier geworden, der Blick umfaßt viel Entlegenes, er dringt in eine Ferne, die ehedem sich gar nicht offenbarte.

Döring, A., Philosophische Güterlehre. Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. M. 8,00.

Fredrichs, F., Der Freiheitsbegriff Kants und Fichtes. M. 1,00.

Gerber, Gustav, Die Sprache als Kunst. 2 Bände. 2. neubearbeitete Auflage. M. 20,00.

— Die Sprache und das Erkennen. M. 8,00.

Haym, R., Die Autorität, welche fällt, und die, welche bleibt. Ein populär-philosophischer Aufsatz. M. 0,50.

— Feuerbach und die Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik beider. M. 1,50.

— Hegel und seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung, Wesen und Wert der Hegelschen Philosophie. M. 8,00.

— Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. 2 Bände. M. 35,00.

— Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. M. 10,00.

— Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. M. 12,00.

Kunze, G., Sprache und Religion. (Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft I.) M. 6,00.

Schneider, K., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und auf französischem Boden. 4. Auflage. M. 1,00.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.